Professur für Architektur
und Konstruktion Annette Gigon
ETH Zürich Mike Guyer

HIL E 15
Wolfgang Pauli Strasse 15
CH 8093 Zürich
Tel +41 44 633 20 09

FS 12

EIN STÜCK STADT VIER BAUFELDER VIER INHALTE

Assistierende:
Stefan Bernoulli
bernoulli@arch.ethz.ch
Felix Jerusalem
jerusalem@arch.ethz.ch
Evert Klinkenberg
evert@arch.ethz.ch
Vanessa Tardy-Klikar
tardy@arch.ethz.ch
Leitung FS 12:
Annette Gigon

INHALT

05 Ein Stück Stadt, vier Baufelder, vier Inhalte - Wohnen in Zürich
06 Luftaufnahmen und Fotos
10 Entwurfsperimeter
12 Termine, Anforderungen

Raumprogramme
18 Stadthotel mit Serviced Apartments
20 Arbeiten und Wohnen
22 Genossenschaftliches Wohnen
24 Eigentumswohnungen

Referenzbauten
28 Beispiele 1928-2012

Texte
42 Robert Kaltenbrunner: Urbane Kondensation
48 Peter Handke: Als das Wünschen noch geholfen hat
54 Carsten Krohn: Häuser als Strukturen
61 Rem Koolhaas: Bigness or the problem of large
66 Patrick Gmür: Nicht ganz dicht
74 Michael Koch und Daniel Kurz: Mehr als Wohnen
93 Martin Steinmann, Patrick Gmür und Gigon/Guyer: Gespräch über Wohnungsbau
112 Vittorio Magnago Lampugnani: Gesten ohne Sinngehalt
116 Stanislaus von Moos: Schmierfinken der Architektur

Planerische Grundlagen
122 Ausnützungsziffer
125 2-Stunden-Schatten
126 Lärmschutz
129 Brandschutz

Referenzbauten und Literatur

EIN STÜCK STADT
VIER BAUFELDER
VIER INHALTE
WOHNEN IN ZÜRICH

Der westliche Teil des heutigen Güterbahnhofareals bildet den Ort des städtebaulichen und architektonischen Fokus. Er grenzt an den Hardplatz an, sowie an die Hardbrücke, die Hohlstrasse und das Gleisfeld. Auf dem östlichen Teil wird voraussichtlich in den kommenden Jahren das neue Polizei- und Justizzentrum Zürich (PJZ) gebaut werden. Eine parallel zur Hohlstrasse verlaufende, innere Strasse und eine entlang den Gleisen verlaufende Erschliessungsstrasse, sowie zwei Querstrassen definieren vier Baufelder. Der Hardplatz wird künftig ausnivelliert werden und eine ebenerdige Kreuzung von Hohl- und Hardstrasse ersetzt die heutigen Auf- und Abfahrtsrampen.

Auf diesen vier Baufeldern sollen vier Überbauungen mit erhöhter Dichte entworfen werden, die sich städtebaulich zu einem neuen Stück Stadt zusammenfügen. Die vier unterschiedlichen Inhalte/Programme bilden verschiedene Formen desselben Themas - Wohnen in der Stadt. Ein Gebäudekomplex enthält genossenschaftliche Mietwohnungen, ein weiterer ein Stadthotel mit *serviced apartments*, ein anderer bietet Flächen und Räumlichkeiten für kombiniertes Arbeiten und Wohnen und auf dem letzten Baufeld werden preisgünstige Eigentumswohnungen angeboten. In den Sockeln sind jeweils öffentliche, kommerzielle oder gemeinschaftliche Nutzungen angeordnet.

Das Augenmerk des Entwurfskurses liegt auf dem Zusammenspiel der Volumina, Materialien und Öffnungen, dem öffentlichen, städtischen Raum zwischen den Baukörpern, genauso wie auf den gut organisierten, konstruierten und gestalteten Gebäuden selbst.

Die derzeit mögliche Ausnützung soll wesentlich erhöht werden, um Strategien zu finden und zu untersuchen, wie wir unseren Lebensraum in der Stadt qualitätsvoll verdichten können. Hohe städtebauliche Dichte in verschiedenen Formen ist in der Vergangenheit und Gegenwart vielerorts erprobt und immer wieder auch kritisiert worden (vgl. Texte im Anhang). Wie könnte auf der lärmexponierten Güterbahnhofparzelle eine ortsspezifische Lösung aussehen? Und wäre es möglich, Muster zu entwickeln, die übergreifend auch an anderen Stellen in Zürich tauglich wären?

Zufolge der erhöhten Dichte und der grossen Gebäudemasse hat die Bildung von hochwertigen öffentlichen und privaten Aussenräumen (Plätzen, Terrassen, Höfen, aber auch schallgeschützten Balkonen, bzw. Loggien) und sinnvollen Erschliessungen mit lesbaren Zugängen einen hohen Stellenwert. Reihungen, Schachtelungen, Stapelungen von ähnlichen Einheiten werden für Organisation und Formung des Volumens wichtig sein, ebenso wie der strukturelle Wechsel von den Obergeschossen zu den Sockeln mit den öffentlichen Nutzungen.

Der Entwurfskurs bildet ein Forschungslabor, in dem 11 ‚Testplanungen' entstehen sollen: Vier Studierende wählen je ein Baufeld, schliessen sich zu einer Gruppe zusammen und entwickeln in den ersten vier Wochen neben den ersten Projektkonzepten gemeinsam einen städtebaulichen Entwurf. In der weiteren individuellen Ausarbeitung der Projekte wird das städtebauliche Konzept nochmals verfeinert und angepasst. An der Schlusskritik werden die Entwürfe in einer Bandbreite vom Städtebau über den Projektentwurf bis zu einem konstruktiven Detail diskutiert werden.

Analysen von unterschiedlichen Referenzbauten bilden den Einstieg in das Semester. Während des Kurses finden drei Stadtspaziergänge zu historischen und aktuellen Wohnbauten in der Stadt Zürich statt.

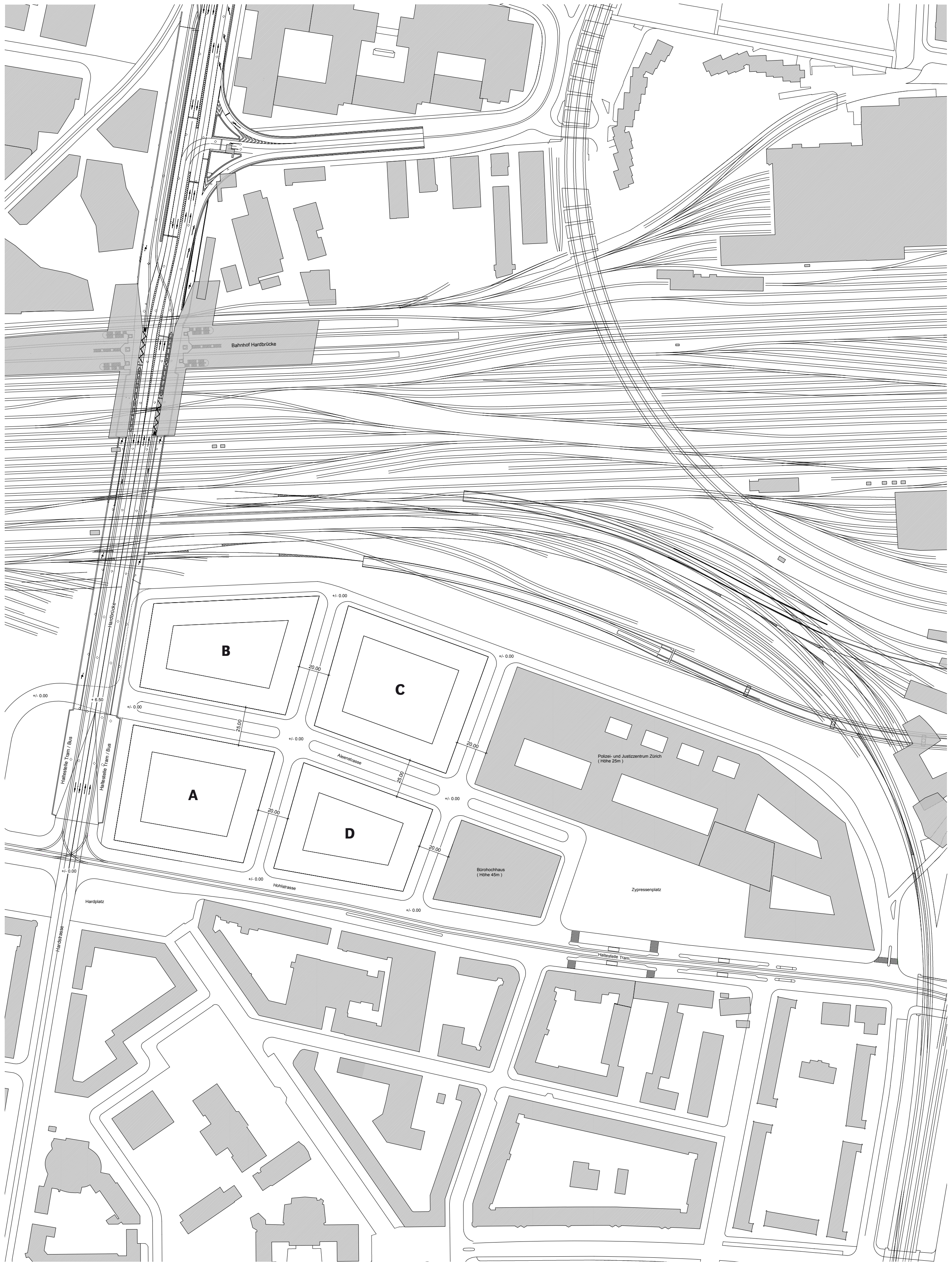
LUFTAUFNAHMEN UND FOTOS

Stadt Zürich, Güterbahnhof

2047
BEJORS WAR MORD

ENTWURFSPERIMETER

Ist-Zustand mit Güterbahnhof



Entwurfsperimeter und zukünftiges Polizei- und Justizzentrum(PJZ)
A: Stadthotel mit Serviced Apartments B: Arbeiten und Wohnen C: Genossenschaftliches Wohnen D: Eigentumswohnungen

TERMINE

Woche	Datum	Zeit	Programm
W08	Di 21.02.12	10:00 h	Begrüssung, Zeichensaal HIL D 15
		11:30 h	Einführung und Besichtigung Prime Tower, Annette Gigon
		12:30 h	Stadtspaziergang 1a: Aussersihl
		13:30 h	Mittagessen Kantine Platform (Ernst & Young)
		15:00h	Stadtspaziergang 1b: Industriequartier und Stadtmodell
	Mi 22.02.12	09:00 h	Einführung mit Assistierenden, Einteilung Entwurfsgruppen und Analyse Referenzbauten, Entwurf Städtebau und Modellbau (Gruppenarbeit), Zeichensaal HIL D 15
W09	Di 28.02.12	10:00 h	Analyse Referenzbauten
		15:00 h	Vorstellung erstes Konzept Städtebau (Gruppenarbeit)
	Mi 29.02.12	09:00 h	Entwurf Städtebau und Modellbau (Gruppenarbeit) Tischkritik mit Assistierenden
W10	Di 06.03.12	10:00 h	Entwurf Städtebau und Modellbau (Gruppenarbeit) Tischkritik mit Assistierenden
		14:00 h	Stadtspaziergang 2: Albisrieden und Altstetten
	Mi 07.03.12	09:00 h	Entwurf Städtebau und Modellbau (Gruppenarbeit) Tischkritik mit Assistierenden
W11	Di 13.03.12	10:00 h	Entwurf Städtebau und Modellbau (Gruppenarbeit) Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 14.03.12	09:00 h	Zwischenkritik 1 mit Mireille Blatter (Amt für Städtebau) Entwurf Städtebau (Gruppenarbeit)
W12			Seminarwoche (19.03.12 - 23.03.12)
W13	Di 27.03.12	10:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 28.03.12	09:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
		14:00 h	Stadtspaziergang 3: Affoltern
W14	Di 03.04.12	10:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 04.04.12	09:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
W15			Osterferien (09.04.12 - 13.04.12)

ANFORDERUNGEN

Analyse Referenzbauten:
- Angaben zu Baujahr, Architekt, Anzahl Wohnungen, Geschosse und Dichte
- Erschliessung Stadt, Haus, Wohnung
- Erdgeschoss (mit Nordpfeil), Regelgeschoss, Schnitt und Grundriss einer typischen Wohnung (1:500, 1:200)
- Bilder (Aussen, Innen)
- Volumen–Einsatzmodell 1:1000 (Lindenholz)
- Querformat A3 (1 bis 3 Seiten) als zweifacher Abgabesatz auf A3

Konzept Städtebau (Gruppenarbeit):
Einsatzmodell mit vier Bauten 1:1000 und Konzeptskizzen auf A3

Zwischenkritik 1:

Entwurf Städtebau (Gruppenarbeit):
- Aussagen zur städtebaulichen Setzung, Volumetrie, Gebäudetiefen, Erschliessung, Freiflächen
- Konzeptmodell 1:1000 als Einsatz für das bestehende Gipsmodell (weiss)
- Konzeptmodell 1:500 als Einsatz für das Holzmodell
- Situation 1:5000 als Dachaufsicht (ca. A4 bis und mit Prime Tower und City West)
- Schematischer Erdgeschoss GR 1:500 mit Umgebung u. Angaben der Nutzungsanordnung u. Erschliessung (Farbvorlagen)
- Schematischer Wohngeschoss GR und Schnitte 1:500 mit Angaben der Nutzungsanordnung u. Erschliessung (Farbvorlagen)

Entwurf Objekt (Einzelarbeit):
- Grundriss und Schnitt 1:200 einer beispielhaften Wohnungseinheit
- Bildnerische Vision der Erscheinung der Häuser (des architektonischen Ausdrucks) (Skizze, Modellfoto, Rendering)

W16	Di 17.04.12	10:00 h	Zwischenkritik 2, HIL D15 Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit)
	Mi 18.04.12	09:00 h	Zwischenkritik 2, HIL D15 Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit)
W17	Di 24.04.12	10:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 25.04.12	09:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
W18	Di 01.05.12		1. Mai frei
	Mi 02.05.12	09:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
W19	Di 08.05.12	10:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 09.05.12	09:00 h	Entwurf Objekt individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
W20	Di 15.05.12	10:00 h	Zwischenkritik 3, HIL D15 Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit)
	Mi 16.05.12	09:00 h	Zwischenkritik 3, HIL D15 Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit)
W21	Di 22.05.12	10:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
	Mi 23.05.12	09:00 h	Entwurf Objekt (Einzelarbeit) und Städtebau (Gruppenarbeit) individuelle Arbeit, Tischkritik mit Assistierenden
W22	Mo 28.05.12	13:00 h	Abgabe der Projekte und erste Beurteilung
	Di 29.05.12	09:00 h	Schlusskritik, mit Annette Gigon, Mike Guyer, und Gästen
	Mi 30.05.12	09:00 h	Schlusskritik, mit Annette Gigon, Mike Guyer und Gästen
		20:00 h	Apéro zum Semesterabschluss
	Do 31.05.12	09:00 h	Plan- und Digitalabgabe

TERMINE

Zwischenkritik 2:

Vertiefung Städtebau (Gruppenarbeit):
- Überarbeitung aufbauend auf dem gewählten Städtebau

Vertiefung Objekt (Einzelarbeit):
- Erdgeschoss mit Umgebung, Obergeschosse („Regelgeschoss“), Schnitte und Ansichten 1:200, gemäss Absprache mit Assistierenden
- Wohnungseinheit Grundriss und Schnitt-Ansicht 1:100 bzw. 1:50, mit Konstruktions und Materialisierungskonzept
- Bildnerische Vision der Erscheinung der Häuser (des architektonischen Ausdrucks) (Skizze, Modellfoto, Rendering)

Zwischenkritik 3:

Vertiefung Städtebau (Gruppenarbeit):
- Überarbeitung mit Fokus auf Übergänge von Innen- und Aussenraum im Erdgeschoss

Vertiefung Objekt (Einzelarbeit):
- Überarbeitung mit Fokus auf den Übergängen von Innen- und Aussenraum der Wohnungen, Layout und Visualisierungen
- Arbeitsmodell 1:200
- Grundrisse 1:100 bzw. 1:50 möbliert

Schlusskritik:

Städtebau (Gruppenarbeit):
- Aussagen zur städtebaulichen Setzung, Volumetrie, Gebäudetiefen, Erschliessung, Freiflächen
- Modell 1:1000 als Einsatz für das bestehende Gipsmodell (weiss)
- Modell 1:500 als Einsatz für das Holzmodell (Sperrholz, Lindenholz)
- Situation 1:5000 als Dachaufsicht (ca. A4 bis und mit Prime Tower und City West)
- Erdgeschoss Grundriss 1:500 mit Umgebung u. Angaben der Nutzungsanordnung u. Erschliessung (siehe Farbvorlagen)
- Grundrisse und Schnitte 1:500 mit Angaben der Nutzungsanordnung u. Erschliessung (siehe Farbvorlagen)
- Querformat A0

Objekt (Einzelarbeit):
- Modell 1:200 (gemeinsamer Sockel mit Kontext, Material Sperrholz oder Karton)
- Erdgeschoss mit Umgebung, Obergeschosse („Regelgeschoss“), Schnitte und Ansichten 1:200, gemäss Absprache mit Assistierenden
- Möblierte Wohnungseinheit Grundriss und Schnitt-Ansicht 1:50, mit Konstruktions und Materialisierungskonzept
- Visualisierung Innenraum, fokussiert auf den Übergang Innen-, Aussenraum und Ausblick einer Wohnung
- Visualisierung Aussenraum, fokussiert auf die spezifische städtebauliche Setzung

ANFORDERUNGEN

RAUMPROGRAMME

STADTHOTEL MIT SERVICED APARTMENTS

Die Lage beim Hardplatz zeichnet dieses Baufeld aus und stellt besondere städtebauliche Anforderungen an dessen Bebauung und Nutzung. Ein Hotel mit 150 Zimmern und 180 *serviced apartments* soll hier entstehen. Die Hotelzimmer werden für kürzere Aufenthalte gebucht, die *serviced apartments* längerfristig bis langfristig gemietet. Die *serviced apartments* sind teilweise möbliert und profitieren von der Infrastruktur des Hotels (Reinigung, Wäsche, Gastronomie, Spa). Im mehrgeschossigen Sockel befindet sich die räumlich grosszügige Eingangshalle mit Réception, Lounge, Bar, und Liftlobby, sowie einem grossen gedeckten Eingangs- und Vorfahrtsbereich. Angrenzend sind Restaurant mit Küche, der Konferenzbereich und Läden angeordnet. Alle diese Bereiche sind intern miteinander verbunden, beleben aber auch mit eigenen Zugängen und Aussensitzplätzen den (erweiterten) Hardplatz. Der Spabereich mit Wellness/Fitness und unabhängig davon auch ein Bar/Bistrobereich ist in der Höhe mit Aussenterrasse und Aussicht auf die Stadt zu positionieren. Beide sind öffentlich zugänglich.

Das Hotel soll die Aura eines lebendigen Stadthotels mit einem sehr gemischten Publikum haben: Businessleute, Konferenzteilnehmende, Touristen für das Hotel; Singles, Paare, ältere Menschen für die *serviced apartments*. Es sind innovative Wohnvisionen für einen qualitätsvollen, vorübergehenden Aufenthalt im Hotelzimmer, aber auch für das längerfristige, städtische Leben in den Apartments zu entwickeln – z.B. für vielbeschäftigte Geschäftsleute oder für ältere, gutsituierte Menschen. Im öffentlichen Sockel sowie im Spabereich und Dachbistro sind auswärtige Besucher ausdrücklich willkommen.

Die Anordnung der Hotelzimmer und *serviced apartments* über- oder nebeneinander, die Organisation des Sockels mit den öffentlichen Nutzungen, sowie die Positionierung des Spas und des Bistros sind entscheidend für das Entwurfskonzept.

1. Eingangshalle: Hotel und Apartments	Anzahl	Fläche pro Einheit	Fläche gesamt	Höhe ok/ok	Fläche total
Eingangshalle mit Réception	1	60	60	4	
Lounge	2	45	90	4	
Bistro-Bar	1	160	160	bis 7.5	
Küche	1	40	40	3	
Garderobe	1	10	10	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Administration, Personal	4	20	80	3	490
2. Restaurants					
Restaurant (115 Sitzplätze), Frühstück	2	225	450	bis 7.5	
Küche	2	225	450	4	
Garderobe	2	10	20	3	
WC-Anlage, Putzraum	2	50	100	3	
Administration, Personal	6	20	120	3	1‘140
3. Konferenz					
Eingangshalle mit Empfang	1	150	150	4	
Saal A (120 Sitzplätze)	1	170	170	bis 7.5	
Saal B,C,D (je 70 Sitzplätze)	3	100	300	bis 7.5	
Lager (den Sälen zugeordnet)	4	20	80	3	
Administration, Personal	3	20	60	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	810
4. Läden					
Läden (inkl. Admin u. Nebenraum)		60-180	1‘840	bis 7.5	1‘840
5. Hotel					
Einzelzimmer	100	30	3‘000	3	
Doppelzimmer	40	40	1‘600	3	
Suite	10	60-100	800	3	
Putzräume, Lager (verteilt auf Geschosse)			200	3	5‘600
6. Spabereich					
Eingangsbereich mit Empfang	1	40	40	4	
Bistro-Bar	1	50	50	bis 7.5	
Küche	1	20	20	3	
Wellness	1	700	700	4	
Garderobe, Du	1	200	200	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Fitness	1	700	700	4	
Garderobe, Du	1	200	200	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Administration, Personal	3	20	60	3	2‘070
7. Serviced Apartments					
2 1/2 Zimmer Wohnung	70	70-80	5‘300	3	
3 1/2 Zimmer Wohnung	70	105-115	7‘900		
4 1/2 Zimmer Wohnung	25	140-150	3‘900		
5 1/2 Zimmer Wohnung	15	180-200	2‘700		
Putzräume, Lager (verteilt auf Geschosse)			250	3	20‘050
Total (Nettonutzfläche)					**32‘000**

Die Angaben sind als approximative Richtwerte zu verstehen.
Die direkte Anlieferung der im erdgeschossnahen Bereich liegenden Nutzungen muss gewährleistet sein.
Das Erdgeschoss soll eine Höhe von 7.5 m (ok/ok) aufweisen, dadurch sind Zweigeschossigkeiten bzw. Hochparterre möglich.
50% der geplanten Wohnungen sollen behindertengerecht sein.
Das Untergeschoss ist im Entwurf zu vernachlässigen.

ARBEITEN UND WOHNEN

Der Gebäudekomplex ‚Arbeiten und Wohnen' soll kleineren und grösseren Unternehmungen robuste Räume (Edelrohbau) zu günstigen und langjährigen Mieten anbieten, die mit eigenen Innenausbauten flexibel unterteil- und nutzbar sind. Es ist eine Rohbaustruktur, wo die vertikalen und horizontalen Erschliessungsräume das feste Rückgrat des Hauses bilden, ähnlich einem Gewerbehaus. Kerne mit grossen Liften und Treppen führen zu grosszügigen Verteilhallen, von wo die Mieteinheiten erschlossen sind. Diese Hallen dienen auch als Kommunikationsräume und haben vorzugsweise auch Aussenräume. Auf dem Dach oder im Sockelbereich soll eine Kantine für die Verpflegung der im Hause Beschäftigten eingerichtet werden. An den Fassaden wird sich diese bestimmende, innere Struktur als Rahmen für die verschiedenen Arbeitswelten ausdrücken und das Aussehen des Gebäudes prägen. Es sollen grosse Räume nur für das Arbeiten und kleinere Räume für kombiniertes Arbeiten und Wohnen angeboten werden. Entsprechend wird es unterschiedliche Stützenraster und Raumhöhen brauchen. Die Typologien des Wohnens können sich aus den grossen Hallenräumen entwickeln oder eine eigene Konstuktion bilden, die sich mit den Atelierstrukturen abwechseln und ergänzen.

Im Sockel gibt es grosse Gewerbehallen und Atelierräume, die man direkt von der Strasse anliefern kann. Eine gemeinsame lineare oder zentrale Eingangshalle macht die vertikalen Erschliessungskerne zugänglich. Ein grosser Saal für Ausstellungen und Veranstaltungen ergänzt das Angebot.

1. Gewerbehallen, Ateliers	Anzahl	Fläche pro Einheit	Fläche gesamt	Höhe ok/ok	Fläche total
Gewerbehallen (inkl. Admin., WC u. NR), ev. Rampe		250-500	2'000	bis 7.5	
Ateliers (inkl. WC u. Nebenraum) ev. Rampe		60-240	1'890	bis 7.5	3'890
2. Eingangshalle, Mehrzwecksaal					
Eingangshalle	1	40	40	4	
Mehrzwecksaal	1	160	160	bis 7.5	
Lager für Saal	1	20	20	3	
Administration	2	20	40	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	310
3. Arbeiten und Wohnen					
Arbeiten (Büro, Atelier, Gewerbe)		300-600	18'000	bis 5.5	
Arbeiten und Wohnen		100-300	13'000	bis 5.5	
Putzräume, Lager (verteilt auf Geschosse)			265	3	
WC-Anlage (verteilt auf Geschosse)	15	15	225	3	31'490
4. Kantine					
Kantine	1	100	100	bis 7.5	
Küche	1	100	100	4	
Garderobe	1	20	20	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Administration, Personal	2	20	40	3	310
Total (Nettonutzfläche)					**36'000**

Die Angaben sind als approximative Richtwerte zu verstehen.
Die direkte Anlieferung der im erdgeschossnahen Bereich liegenden Nutzungen muss gewährleistet sein.
Das Erdgeschoss soll eine Höhe von 7.5 m (ok/ok) aufweisen, dadurch sind Zweigeschossigkeiten bzw. Hochparterre möglich.
50% der geplanten Wohnungen sollen behindertengerecht sein.
Das Untergeschoss ist im Entwurf zu vernachlässigen.

GENOSSENSCHAFTLICHES WOHNEN

Es sollen preisgünstige und innovative genossenschaftliche Wohnungen entstehen. Diese Wohnungen sind im erdgeschossnahen Bereich mit Läden, einem Biomarkt, Büros, Wohnateliers, sowie einem Gemeinschaftszentrum mit Foyer, Kantine mit Küche, einen grossen Veranstaltungssaal, Kinderkrippe/Kindergarten/Kinderhort und Waschsalons/Trockenräumen ergänzt. Im Inneren des Areals gibt es einen oder mehrere Bereiche, die Kindern und Erwachsenen als Freiraum dienen. Um diesen halböffentlichen Aussenraum sind vorzugsweise die Eingangsbereiche mit den Vertikalerschliessungen zu den Wohnungen und die Gemeinschaftsräume angeordnet. Eine grosse gemeinsame aber gegliederte Dachterrasse ergänzt das Angebot an gemeinschaftlichen Räumen der Bebauung.

Um eine breite, soziale Durchmischung der Bewohnende zu erreichen, sind für die zirka 410 Wohnungen folgende Wohnungstypen vorgesehen: 120 Eineinhalbzimmer-Wohnungen à 35–40m2, 95 Zweieinhalbzimmer-Wohnungen à 60–65m2, 90 Dreieinhalbzimmer-Wohnungen à 80–85m2, 75 Viereinhalbzimmer-Wohnungen à 95–105m2, 15 Fünfeinhalbzimmer-Wohnungen à 110–120m2 und 15 Wohnungen für Wohngemeinschaften bzw. Grossfamilien à 170–200m2. Mit diesen Wohnungstypen sollen alle Altersklassen und Wohnformen wie Kleinfamilien, Patchworkfamilien, kinderreiche Familien, Wohngemeinschaften, Singlehaushalte, Paare und auch ältere Leute angesprochen werden. Separat erschlossene Einzelzimmer mit Lavabos und WC/Dusche sind als ‚Wohnjoker' oder ebenso zuschaltbare Arbeitsräume über alle Wohnebenen verteilt und können zugemietet werden. Der Wohnungssplit widerspiegelt die Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung im benachbarten Quartier.

Um preisgünstige Mieten zu erreichen, muss das Wohngebäude niedrige Erstellungskosten haben. Deshalb sollen Baustruktur und Haustechnikschächte präzise gesetzt und durchgehend sein. Das Verhältnis von Baukörper und Fassaden soll optimiert sein. Es sollen pro Treppenhaus- und Liftkern möglichst viele Wohnungen erschlossen werden.

Das Foyer bildet eine gemeinsame Erschliessungszone für Kantine und Saal. Die Kantine/'Osteria' ist der zentrale Treffpunkt und Pausenraum mit 100 Sitzplätzen, einer Bar und einem Aussensitzplatz. Der Saal ist ein multifunktionaler Raum mit 120 Sitzplätzen, der für Versammlungen und gemeinsamen Veranstaltungen genutzt wird. Er soll auch vermietet werden können. Die Waschsalons und Trockenräume sind als Treffpunkte der Bewohnende ausformuliert und liegen zentral neben den Erschliessungszonen.

Mit den Wohnungen, den Gewerbe-/Dienstleistungseinheiten und den Gemeinschaftsräumen soll ein lebendiges, urbanes Gebäude entstehen, das in diesem neuen Stadtteil verankert ist. Zudem soll ein Schwerpunkt auf die Entwicklung von innovativen Wohnungen gelegt werden.

1. Biomarkt, Läden, Büros, Ateliers	Anzahl	Fläche pro Einheit	Fläche gesamt	Höhe ok/ok	Fläche total
Biomarkt	1	370	370	4	
Läden (inkl. Admin u. Nebenraum)		60-180	735	4	
Büros (inkl. WC u. Nebenraum)		60-180	690	3.5	
Wohnateliers (inkl. WC/Du u. Nebenraum)		60-180	795	bis 7.5	2'590
2. Quartierzentrum, Kantine					
Foyer, Eingangshalle	1	80	80	4	
Office, Schalter, Bar	1	70	70	4	
Garderobe	1	20	20	3	
Veranstaltungssaal (120 Sitzplätze)	1	170	170	bis 7.5	
Technik, Lager	2	20	40	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Administration, Personal	2	20	40	3	
Kantine, Bar (100 Sitzplätze)	1	150	150	bis 7.5	
Küche	1	150	150	4	
Garderobe	1	20	20	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Administration, Personal	2	20	40	3	880
3. Kinderkrippe, Kindergarten, Kinderhort					
Kinderkrippe und Kinderhort	2	100	100	4	
Garderobe	2	20	20	3	
WC-Anlage, Putzraum	2	30	30	3	
Administration	2	20	20	3	
Kindergarten	1	100	100	4	
Garderobe	1	20	20	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	30	30	3	
Administration	1	20	20	3	510
4. Waschsalons, Trockenräume					
Waschsalons	4	40	160	3	
Trockenräume	8	20	160	3	320
5. Wohnungen					
1 1/2 Zimmer Wohnungen (ca. 15%)	120	35-40	4'500	3	
2 1/2 Zimmer Wohnungen (ca. 20%)	95	60-65	6'000	3	
3 1/2 Zimmer Wohnungen (ca. 25%)	90	80-85	7'500	3	
4 1/2 Zimmer Wohnungen (ca. 25%)	75	95-105	7'500	3	
5 1/2 Zimmer Wohnungen (ca. 5%)	15	110-120	1'500	3	
Wohngemeinschaften (ca. 10%)	15	170-200	3'000	3	
Wohnjoker mit WC/Du	30	20-30	700	3	30'700
Total (Nettonutzfläche)					35'000

Die Angaben sind als approximative Richtwerte zu verstehen.
Die direkte Anlieferung der im erdgeschossnahen Bereich liegenden Nutzungen muss gewährleistet sein.
Das Erdgeschoss soll eine Höhe von 7.5 m (ok/ok) aufweisen, dadurch sind Zweigeschossigkeiten bzw. Hochparterre möglich.
50% der geplanten Wohnungen sollen behindertengerecht sein.
Das Untergeschoss ist im Entwurf zu vernachlässigen.

EIGENTUMSWOHNUNGEN

Über einem Sockel mit öffentlichen Nutzungen sollen innovative Eigentumswohnungen entworfen werden, die zwischen 100 bis 500m2 gross sind und verschiedene Typologien mit grossem räumlichen Reichtum aufweisen. Die Wohnungen haben eine Bandbreite von klar definierten Raumkammern bis zu offenen Raumabfolgen. Sie sind über ein oder zwei Geschosse organisiert und können unterschiedlich hohe Räume haben. Die Wohnungen sind mehrseitig orientiert mit grosszügigen, lärmgeschützten Aussenräumen. Sie haben ähnliche Qualitäten wie Einfamilienhäuser, sind aber in grosser Vielzahl vertikal gestapelt. Die Gebäudestruktur ist so angelegt, dass sie den Käufern einen Spielraum für die Entwicklung ihrer persönlichen Wohnvorstellungen erlaubt.

Im zweigeschossigen Sockel an der Hohlstrasse befinden sich ein Studiokino mit vier verschiedenen Sälen und ein grosser Bücher- und Musikladen mit integriertem Internetcafé. Ein gemeinsamer Eingangsbereich mit Bar, Kasse und Lounge erschliesst und verbindet die beiden Bereiche. Eine zentrale Eingangshalle mit Concierge, begrüntem Innenhof und Vorfahrt führt zu den Lift- und Treppenkernen der Eigentumswohnungen und ist von allen Seiten her zugänglich. An den Durchgängen sind zudem Atelier-, Büroräume und ein Showroom für Oldtimerautos angeordnet.

Das Gebäude lebt von einem durchlässigen Sockel mit öffentlichen Nutzungen und den darüber sich entfaltenden Wohnungen.

1. Studiokino, Bistro-Bar	Anzahl	Fläche pro Einheit	Fläche gesamt	Höhe ok/ok	Fläche total
Eingangshalle mit Schalter und Lounge	1	60	60	4	
Garderobe	1	10	10	3	
Bistro-Bar	1	80	80	4	
Bücher- und Musikladen mit Internetcafé	1	40	40	3	
Küche	1	20	20	3	
Administration, Personal	2	20	40	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	50	50	3	
Kinosaal A (150 Plätze)	1	120	120	bis 7.5	
Projektionsraum	1	10	10	3	
Kinosaal B ,C, D (je 70 Plätze)	3	55	165	bis 7.5	
Projektionsraum	3	10	30	3	625
2. Showroom Oldtimerautos					
Showroom	1	450	450	bis 7.5	
Administration, Personal	2	20	40	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	30	30	3	520
3. Läden, Büros, Ateliers					
Läden (inkl. Admin u. Nebenraum)		60-180	700	bis 7.5	
Büros (inkl. WC u. Nebenraum)		60-180	1‘045	3.5	
Wohnateliers (inkl. WC/Du u. Nebenraum)		60-180	700	bis 7.5	2‘745
4. Eingangshalle Wohnungen, Concierge					
Eingangshalle, Concierge	1	40	40	4	
Administration, Personal	2	20	40	3	
WC-Anlage, Putzraum	1	30	30	3	110
5. Eigentumswohnungen					
Eigentumswohnungen 100-140 m2	35	100-140	4‘250	3	
Eigentumswohnungen 140-200 m2	65	140-200	11‘250	3	
Eigentumswohnungen 200-350 m2	30	200-350	8‘250	3	
Eigentumswohnungen 350-500 m2	10	350-500	4‘250	3	28‘000
Total (Nettonutzfläche)					32‘000

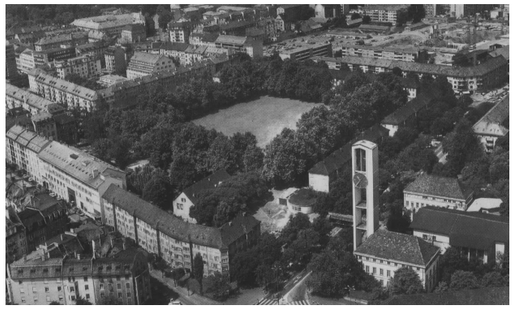
Die Angaben sind als approximative Richtwerte zu verstehen.
Die direkte Anlieferung der im erdgeschossnahen Bereich liegenden Nutzungen muss gewährleistet sein.
Das Erdgeschoss soll eine Höhe von 7.5 m (ok/ok) aufweisen, dadurch sind Zweigeschossigkeiten bzw. Hochparterre möglich.
50% der geplanten Wohnungen sollen behindertengerecht sein.
Das Untergeschoss ist im Entwurf zu vernachlässigen.

REFERENZBAUTEN

**Folgende Auswahl an Referenzbauten
zum Thema Wohnungsbau werden in der Vorübung analysiert
und im Plenum vorgestellt.**

01 Erismannhof, Zürich, Schweiz, 1928
Kündig und Oetiker

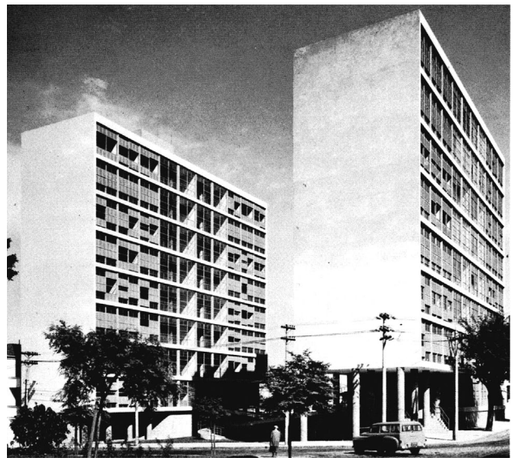
02 Les Tilleuls, Genf, Schweiz, 1928-1930
Maurice Braillard



01 Bullingerhof, Zürich, Schweiz, 1931
Kündig und Oetiker

03 Downtown Athletic Club, New York City, USA, 1931
Starrett & Van Vleck, Duncan Hunter

04 Rockefeller Center, New York City, USA, 1931-1940
Raymond Hood



05 Louveira, Sao Paulo, Brasilien, 1946-1949
Vilanova Artigas

06 Lake Shore Drive Apartments, Chicago IL, USA, 1948-1951
Ludwig Mies van der Rohe

07 Unité d'habitation, Marseille, Frankreich, 1946-1952
Le Corbusier

08 Corso d'Italia, Mailand, Italien, 1951-1953
Luigi Moretti

09 Hansaviertel, Berlin, Deutschland, 1955-1957
Alvar Aalto

10 Mirement-le-Cret, Genf, Schweiz, 1956-1957
Marc-Joseph Saugey

11 Cluster Block, London, England, 1955-1958
Sir Denys Lasdun

12 Hegibachstrasse Zürich, Schweiz, 1959-1960
Ernst Gisel

13 Abitazioni in piazza Carbonari, Mailand, Italien, 1961
Luigi Caccia Dominioni

14 Le Parc, Meudon-la-Foret, Frankreich, 1957-1962
Fernand Pouillon

15 The Economist Building, London, England, 1959-1964
Alison & Peter Smithson

16 Lochergut, Zürich, Schweiz, 1965-1966
Karl Flatz

17 Wohnhochhaus Schönbühl, Luzern, Schweiz, 1965-1968
Alvar Aalto

19 Kanchanjunga Apartments, Mumbai, Indien, 1979-1983
Charles Correa

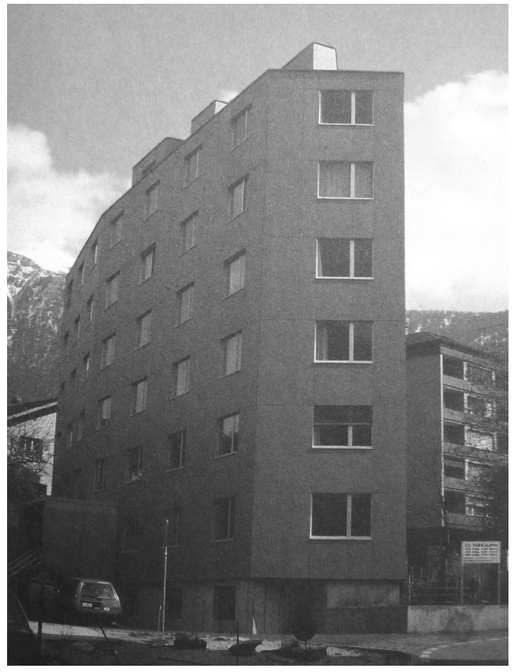
18 Hardau II, Zürich, Schweiz, 1976
M.P. Kollbrunner

20 Edificio Rsidencial Jaragua, Sao Pulo, Brasilien, 1984
Paulo Mendes da Rocha

21 Riehenring, Basel, Scheiz, 1985
Diener & Diener

23 Piräus, Amsterdam, Holland, 1989
Hans Kollhoff

22 Haus Schwitter, Basel, Schweiz, 1985-1988
Herzog & de Meuron



24 Wohnhaus in Brig, Schweiz, 1995
Peter Märkli

25 Gifu Kitagata Apartment Building, Japan, 1994-1998
Kazuyo Sejima, Ryue Nishizawa/Sanaa

26 Wohnhochhäuser, Breda, Holland, 1998-2001
Xaveer de Geyter

27 KNSM-Eiland, Amsterdam, Holland, 1999-2001
Diener & Diener

28 Kraftwerk 1, Zürich, Schweiz, 2001
Vorprojekt Bünzli & Courvoisier
Ausführung Stücheli Architekten

29 Pflegi-Areal, Zürich, Schweiz, 1999-2002
Gigon/Guyer

30 Riff Raff 2, Zürich, Schweiz, 1999-2002
Meili, Peter und Hasler & Staufer

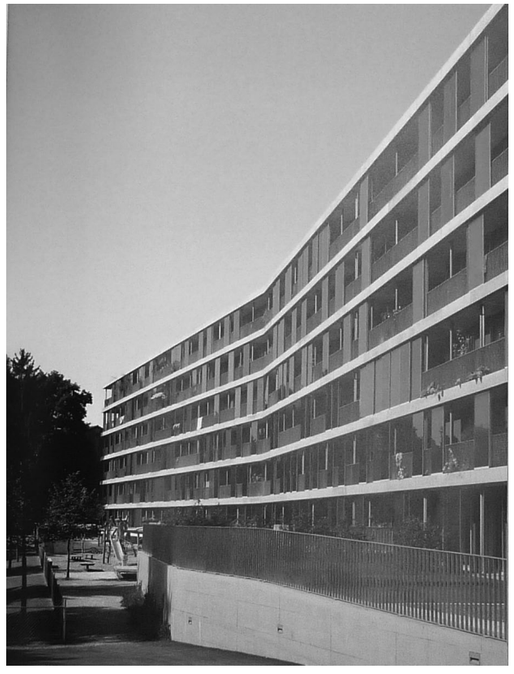
31 St. Alban-Ring, Basel, Schweiz, 2000-2002
Morger & Degelo

32 Silodam, Amsterdam, Holland, 1995-2003
MVRDV

33 Park Hyatt, Zürich, Schweiz, 2004
Meili, Peter

34 Paul-Clairmont Strasse, Zürich, Schweiz, 2002-2006
Gmür & Steib

35 Werdwies, Zürich, Schweiz, 2001-2007
Adrian Streich



36 Brunnenhof, Zürich, Schweiz, 2003-2007
Gigon/Guyer

37 Wohn- und Geschäftshaus, Almere, Holland, 2002-2007
Gigon/Guyer

38 De Eekenhof, Amsterdam, Holland, 2008
Claus en Kaan

39 James, Zürich, Schweiz, 2001-2009
Gmür & Steib

40 Volta Mitte, Basel, Schweiz, 2005-2010
Christ & Gantenbein

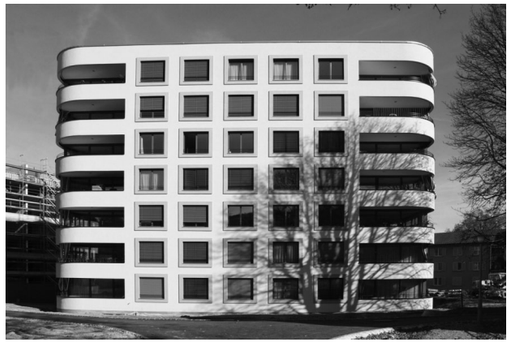
40 Volta Zentrum, Vogesenplatz, Basel, Schweiz, 2005-2010
Buchner Bründler

40 Volta West, Basel, Schweiz, 2006-2010
Degelo Architekten

41 Mobimo Tower, Zürich, Schweiz, 2002-2011
Diener & Diener

42 Wohnüberbauung Klee, Zürich, Schweiz, 2008-2011
Knapkiewicz & Fickert

43 Wohnüberbauung Triemli, Zürich, Schweiz, 2009-2011
Von Ballmoos Krucker



44 Sunnige Hof, Zürich, Schweiz, 2005-2012
Burkhalter Sumi

TEXTE

1

URBANE KONDENSATION

Archithese 3. 2011

Ein Streiflicht zur Frage der Dichte im jüngeren Städtebau Die Frage nach der Dichte rangiert heute weit oben auf der urbanistischen Agenda. So notwendig Verdichtung – gerade im Kampf gegen die Zersiedelung – auch scheint: Tragfähige allgemeingültige Ansätze zur Bestimmung und Realisierung einer optimalen Relation aus Dichte, Stadtgrösse, Umwelt- und Lebensqualität gibt es nicht.

Text: Robert Kaltenbrunner

Es ist eine der wirkmächtigsten Geschichten der Bibel: Die Erzählung von jenem eigentümlichen Gebäude, dessen Spitze bis in den Himmel ragen sollte – als steingewordenes Symbol menschlicher Allmacht, die nicht einmal mehr vor dem Sitz der Götter oder gar des einen, noch allmächtigeren Gottes haltmacht. Bekanntlich ging die Sache damals in Babylon nicht gut aus. Die Hybris, mehr sein zu wollen als dem Menschen nun einmal zugedacht ist, schlug auf die kühnen Turmbauer zurück, verdrehte ihnen Zungen und Köpfe und verwirrte alle so nachhaltig, dass man das himmelsstürmende Bauwerk unvollendet lassen musste.

Noch heute entfacht das Thema Hochhaus vielerorts eine leidenschaftliche Debatte. Doch auch eine Antwort auf die Frage, wie dicht zu bauen sei, scheint ohne Kontroversen kaum möglich. Das beginnt schon damit, dass es absolute Richtwerte dafür weder gibt noch geben kann. Zwar mag unsere kulturelle Disposition nahelegen, von der Stadt ein gewisses Mass an funktioneller und baulicher Dichte zu erwarten, aber unter den Bedingungen der heutigen Marktwirtschaft erfüllt sich diese Erwartung keineswegs. Die Siedlungsflächen wachsen und wuchern unaufhörlich. Was wir vielfach wahrnehmen, ist eher Entdichtung und Verdünnung.

Biografie eines schillernden Begriffs

Die Forderung nach höherer baulicher Dichte mag so nachvollziehbar wie aktuell sein – neu aber ist sie nicht. Denn dass mit dem städtischen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg nicht bloss vertraute räumliche Qualitäten verloren gingen, sondern etwas ganz Grundsätzliches, begann man bald zu ahnen. Es ist nicht ohne Ironie, dass es der Schweizer Ökonom Edgar Salin war, der mit dem Terminus «Urbanität durch Dichte» vor fünfzig Jahren der deutschen Fachdebatte eine völlig neue Richtung gab.[1] Unter diesem Schlagwort wurden nun die zuvor realisierten Planungen infrage gestellt, ohne indes damit eine Rückbesinnung auf die Kontinuität der europäischen Stadtentwicklung zu verbinden. Stattdessen «komprimierte» man Grosssiedlungen und formulierte Konzepte mit sehr hohen Dichten und Geschosszahlen. Doch die Modelle basierten weiterhin auf einer räumlichen Trennung von Arbeiten und Wohnen, und sie lagen meist weitab von den Kernstädten oder grösseren Stadtteilen. So stellte sich (erneut) die Reizarmut monofunktionaler, in zu kurzer Zeit hochgezogener und räumlich disparater Grossstrukturen ein. Dennoch bedurfte es weiterer fundamentaler Kritik an Städtebau und Architektur,[2] um zu erkennen, dass die für überholt erklärte traditionelle Stadt räumliche und funktionale Qualitäten aufwies, die mit den bislang realisierten Planungen nicht zu erreichen waren. Als Katalysator wirkten aber auch radikale Eingriffe in Altbausubstanzen in Citynähe, wie etwa im Münchner Lehel und im Frankfurter Westend seit 1970.[3] Die vorherigen Ansätze deklarierte man nun als verkürztes «technokratisches» Planungsdenken, das sowohl soziale Folgen als auch Veränderungen der Konzepte und Anforderungen während der oft langwierigen Realisierungsprozesse ausblendet.

Allerdings setzten sich alsbald, bedingt durch die Ölkrise 1973, kurzfristige Krisenmanagement- und Planungstechniken mit räumlich und sachlich reduziertem Umfang durch. In gewisser Weise hatte sich der Begriff Dichte für Jahrzehnte diskreditiert, zumal Anspruch und Wirkung mit Slogans wie «Gesellschaft durch Dichte» überhöht worden waren. Ein beredtes Beispiel für urbanistische Projekte dieser Übergangszeit stellt die sogenannte High-Deck-Siedlung in Berlin-Neukölln dar. Die Wettbewerbsjury entschied sich 1970 für den Entwurf der Architekten Rainer Oefelein und Bernhard Freund, der das Spannungsfeld zweier sich scheinbar widersprechender Zielvorstellungen städtischen Wohnens neu definieren wollte: Stadtraum, Öffentlichkeitsbezug, Informationsdichte einerseits und ungestörte Grünzonen, Gartenbezug, Freiraum andererseits. Das städtebauliche Konzept relativierte die bauliche Dichte der übrigen Berliner Grosssiedlungen (mit aneinandergereihten Hochhäusern wie im Märkischen Viertel oder der Gropiusstadt) und setzte auf eine baulich-funktionale Trennung von Fussgängern und Autoverkehr. Hochgelagerte, begrünte Wege (die namensgebenden *high decks*) verbinden die überwiegend fünf- bis sechsgeschossigen Gebäude, die über rund 2400 Wohnungen verfügen, während die Strassen mit mehr als tausend Stellplätzen und Garagen darunter liegen. Die Konzeption wurde seinerzeit als bewundernswert radikal und bestechend einfach rezipiert, zwischenzeitlich als zu nüchtern angesehen, erfährt aber in jüngster Zeit neue Aufmerksamkeit – als Prototyp stadtverträglicher Dichte.

Grundsätzlich jedoch lehren die Jahrzehnte einer eher kommerziellen Stadtproduktion auch, «dass der Markt die ökonomische Verdichtungslogik nicht mitträgt. Nachgefragt werden bestimmte Bautypologien (der Büroturm, der Office-Park, das Einfamilienhaus, der Golfklub) und diese haben ihre spezifischen Dichten. Wenn ein Developer ein verdichtetes Einfamilienhaus, einen verdichteten Golfplatz oder ein verdünntes Urban Entertainment Center baut, wird er Schwierigkeiten bei der Vermarktung haben. Dichte ist also zuerst einmal eine Frage der Typologie. In zweiter Linie stellt sich die Frage, in welchen Lagen diese Typologien zur Anwendung kommen. Diese Entscheidungen beruhen nur vordergründig auf Grundstückskosten. Denn die Preise reflektieren nur, welche Typologie in dieser Lage vom Markt angenommen wird.»[4] Sowohl hoch verdichtete, an der Bodenrendite ausgerichtete Nutzungskonzepte zu entwickeln als auch attraktive Wohn- und Lebenswelten zu schaffen: Ein solcher Anspruch an die öffentliche Planung birgt augenscheinlich ein Dilemma.

1–4 **Blicke über Manhattan** (Fotos: Hubertus Adam)

2

3

4

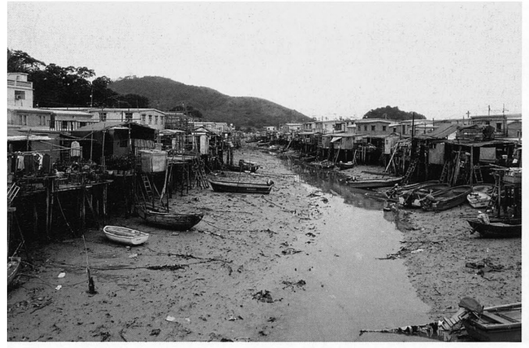
Relationen und innere Widersprüche

Zumindest im städtebaulichen Sinne erweist sich Dichte als relative Bezugsgrösse: Sie wird in Manhattan anders interpretiert und gelebt als in Houston; in Madrid anders als in Hannover, in Basel anders als in Steyr. Dass der begriffliche wie planerische Umgang mit Dichte äusserst vielschichtig, teilweise sogar widersprüchlich ist, soll an drei Aspekten schlaglichtartig beleuchtet werden: Lebensweltliche Dimension, Flächeninanspruchnahme sowie Alltagsmobilität.

1. In gesellschaftlicher Hinsicht sei exemplarisch auf Hongkong verwiesen. Der Stadtstaat an Chinas Südküste gilt als Inbegriff dafür, wie mit einem Minimum an Platz ein Maximum an Umsatz erwirtschaftet werden kann – und der Mensch darin lediglich Verfügungsmasse ist. So ausgeprägt die Fähigkeit zur baulichen Verdichtung vorhanden ist, so stark ist andererseits auch die Neigung dazu. Grundstücke werden hier nicht mehr verkauft, sondern von Investoren auf Auktionen zu Höchstmieten ersteigert. Charakteristisch ist die Flüchtigkeit architektonischer Formen, das ständige Sich-Überlagern von Gebäuden, sodass sie weniger als individuelle Projekte denn als Masse wahrgenommen werden. Es ist eine Stadt des schnellen Abrisses und Neubaus – und der stakkatohaften Abfolge der Moden. Hier werden Gebäude

5

6



7

8

5–8 **Impressionen aus Hongkong** (Fotos: Hubertus Adam)

nicht für die Ewigkeit geplant. Freilich impliziert die Ästhetik der Dichte,[5] die gern für Hongkong reklamiert wird, auch ein gravierendes Problem: Nicht mehr als sieben bis neun Quadratmeter stehen jedem Einwohner durchschnittlich zur Verfügung. Eine abstrakte statistische Angabe, welche die tatsächliche Beengtheit aller Individualität wohl kaum wiederzugeben vermag. Doch wer die Strassenschluchten, die himmelsstürmenden Wandflächen mit den allgegenwärtigen Gitterreliefs einmal gesehen hat, dem ist auch ein plastisches Bild dessen injiziert, was dahinter passiert: wabenförmige Hochbauten, an deren verblichenen Fassaden Käfige zu hängen scheinen, die häufig nichts anderes sind als zu Wohnzimmern umfunktionierte Balkone. Wer abseits der aufgepeppten Hochglanzdistrikte durch die Stadt läuft, erahnt das Disparate, Widersprüchliche einer Lebenswelt, die für viele auf pures Überleben ausgerichtet ist. Die extreme Verdichtung findet gar noch eine Fortsetzung auf den Dächern der Wohnhochhäuser der vorletzten Generation (in der Regel acht Stockwerke hoch und ohne Aufzug, da nach den lokalen Baubestimmungen erst ab dem neunten Stock ein Fahrstuhl vorgeschrieben ist). Seit über fünfzig Jahren haben Migranten – zunächst vom chinesischen Festland, inzwischen aber auch aus dem ganzen asiatischen Raum kommend – dort ganze Siedlungen errichtet. Sie stellen sich dar als Labyrinth aus Korridoren, engen Fluren, Wellblechhütten, mitunter auch schmucken kleinen Ziegelbauten.[6] Die Behörden betrachten diese Provisorien, die gemietet, aber auch wie eine Eigentumswohnung gekauft werden können, zwar als illegal, zugleich aber toleriert man sie und gestattet ihre Versorgung mit Strom und Wasser. In Hongkong hat man, mehr schlecht als recht, mit einer derartigen Dichte zu leben gelernt – doch wäre sie auch in Zürich akzeptabel?

2. Eine Spiegelung an der Kategorie der (Boden-)Fläche: Zersiedelung, gleichsam ein städtebaulicher Gegenbegriff zur Dichte, wird gemessen an der Flächeninanspruchnahme, üblicherweise angegeben in Hektar je Tag. Freilich gibt es nach wie vor Definitions- und Bewertungsschwierigkeiten, auch wenn der empirische Befund – etwa für die Bundesrepublik Deutschland – klar zu sein scheint: Die Siedlungs- und Verkehrsfläche hat zwischen 1992 und 2002 um rund 4444 Quadratkilometer oder 11,0 Prozent zugenommen, darunter die Siedlungsflächen mit 15,1 Prozent deutlich stärker als die Verkehrsflächen mit 5,1 Prozent.[7] Doch was heisst das, beziehungsweise was folgt daraus? In der Diskussion dienen solche Daten zur Untermauerung eines zentralen Argumentationsstranges: Da Grund und Boden eine wertvolle und nicht vermehrbare Ressource sind, sei eine weitere – insbesonders unkontrollierte – Flächennutzung für Verkehrs- und Siedlungszwecke problematisch und unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit politisch nicht zu tolerieren. Doch dieses Argument greift zu kurz, denn einen exakten, in naturwissenschaftlichem Sinne messbaren Schwellenwert gibt es nicht.[8] Welche unmittelbaren Gefahren gehen von welchem Zuwachs an Verkehrs- und Siedlungsfläche für den Boden als Ressource aus? Wieviel Siedlungs- und Verkehrsfläche ist in welchen territorialen Grenzen absolut notwendig oder noch hinnehmbar, welche relativen Anteile sind unter welchen Bedingungen akzeptabel?[9] Gibt also bereits die rein quantitative Betrachtungsebene keine eindeutigen Bewertungsmassstäbe an die Hand, macht eine die qualitative Dimension einbeziehende Sicht die Sache nicht leichter. Schon der Anspruch, Zersiedelung in Korrelation zu setzen mit bestimmten Dichtemassen und Flächennutzungen innerhalb einer gegebenen Region, ist kaum je erfüllt. Noch viel weniger darf man davon reden, dass mit solchen Zahlen das baulich-räumliche Erscheinungsbild, seine soziale, wirtschaftliche und verkehrliche Realität empirisch – und seiner Komplexität angemessen – erfasst wird. Hinter den allgemeinen Aussagen zur Dichte verbergen sich vertrackte Tatbestände, Wahrnehmungen und Bewertungen. Nach wie vor fehlt es an auch im Detail belastbarem, komparativem Datenmaterial.

3. Die «Stadt der kurzen Wege» bezeichnet ein Leitbild, das seit den Achtzigerjahren prolongiert wird. Ihm zufolge sollen Bedingungen geschaffen werden, um die räumlichen Distanzen zwischen Wohnen, Arbeit, (Nah-)Versorgung, Dienstleistungen, Freizeit- und Bildungsorten zu verringern. Ein zentrales Element des Konzepts ist die Verdichtung an Wohnraum sowie die Multifunktionalität von Stadtquartieren. Voraussetzung ist eine gegenseitige Akzeptanz für eine kleinräumige Nutzungsmischung und eine höhere Siedlungsdichte. Auch die klare Trennung zwischen Gebäuden und öffentlichem Raum stellt eine zentrale Forderung dar; dahinter steht die Hoffnung, dass der von Architektur umgebene Strassenraum als «verlängerter» Wohnraum erfahren werden kann. «Heimisch sein», Kleinteiligkeit, Durchmischung und eine Mindestdichte sind Parameter eines Quartiers, die fördernde Effekte auf die Einwohner haben und die dem Nebeneinander sozialer Schichten eine Chance geben. Freilich ist nicht zu übersehen, dass die «Stadt der kurzen Wege» eine dezidiert suggestive Komponente hat, indem sie eine Erleichterung der täglichen Mobilität (durch schnelle Erreichbarkeit und gute Zugänglichkeit), das Erlebnis eines Freiheitsgefühls durch grössere Autonomie (mehr verfügbare Zeit für andere Zwecke), positive Kommunikationschancen und letztlich gar eine vertraute, sichere Umgebung andeutet. Doch die ökonomische Situation und der Zwang zu Flexibilität bei der Arbeitsplatzwahl erlauben es den Bürgern allenfalls zufällig, ihren Arbeitsplatz in Wohnortnähe zu finden. Kurze Wege beim Berufspendelverkehr sind daher meist illusorisch. Doch wenn es gelingt, allein im Freizeit- und Einkaufsverkehr die Distanzen durch lokale Attraktivität gering zu halten, darf dies bereits als Erfolg gelten.

Mit Blick auf solche Aspekte nimmt es nicht wunder, wenn der Diskurs zur Dichte (insbesondere zur «optimalen» Dichte einzelner Siedlungen oder ganzer Städte) kontrovers und emotional geführt wird. Bereits vor gut 15 Jahren verkündete der renommierte Planer Tom Sieverts, dass er es eigentlich aufgegeben habe, «mit einfachen und einsichtigen Argumenten zu einem angemessenen Umgang mit diesem Begriff beizutragen» –, um anschliessend festzustellen: «Offensichtlich will sich niemand in seiner jeweils ideologisch einseitigen und damit bequemen Position zum Thema ‹Dichte› mit rationalen Argumenten in Frage stellen lassen.» Betrachtet man die Debatte aus der Nähe, dann betreffen die Streitpunkte insbesondere (1) die ökonomischen Implikationen (Kosten für Bau und Grundstück sowie für die Bereitstellung von Infrastruktur und zentralörtlichen Einrichtungen), (2) ökologische Auswirkungen (flächen- und ressourcensparende Siedlungsentwicklung) sowie (3) soziale Grenzen («urbane Lebensstile» oder «familiengerechtes Wohnen im Grünen», Wohnumfeldqualität und Freiraumversorgung). Unübersehbar stand dabei in den vergangenen Jahren die ökonomische Situation im Vordergrund. Viele Untersuchungen attestieren *economies of density*, also sinkende Pro-Kopf-Kosten bei steigender Siedlungsdichte. Doch diesem Konzept steht die These eines u-förmigen Kostenverlaufs entgegen, demzufolge die Kosten mit zunehmender Siedlungsdichte und -grösse zwar zunächst sinken, nach Erreichen eines Schwellenwertes indes wieder ansteigen – wegen der Bereitstellung zentralörtlicher Einrichtungen, der Ausgaben für öffentliche Sicherheit und des Anstiegs an Bürokratieaufwand. Die letztgenannten Aspekte führen gleichsam zu einer *diseconomy of scale*, derzufolge die kommunalen Durchschnittsausgaben von einer Grössenklasse zur nächsthöheren ansteigen. Deshalb gibt es stets bestimmte Grenzen der Verdichtung.

Dichte – Richtmass der Nachhaltigkeit?

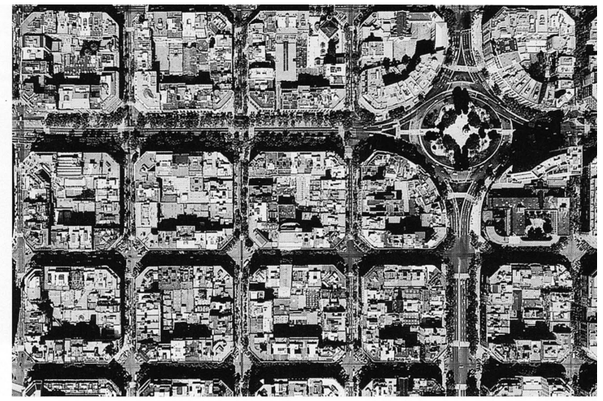
Ungeachtet – oder gerade trotz – aller Unsicherheiten rangiert die Frage nach der Dichte heute weit oben auf der urbanistischen Agenda. Mit Blick auf die Nachhaltigkeit scheint es Konsens in der Fachgemeinde, dass man den Prozess der Suburbanisierung aufhalten sollte. Dabei rückt insbesondere der Terminus der «europäischen Stadt» an prominente Stelle: als Allheilmittel gegen die Hybris zeitgenössischer Stadtentwicklung. Jene zukunftsfrohe Utopie der Fünfziger- und Sechzigerjahre, die sich aus der *Charta von Athen* speiste und deren Ausdruck das Spinnennetz der Schnellverkehrsstrassen ist, die alle Grossstädte Europas heute umgeben und zerschneiden – sie wird nun als der eigentliche Totengräber der Urbanität diagnostiziert.

Offen freilich bleibt, wie man ein solches Leitbild in die Tat umsetzt. Von einem reibungslosen Ineinandergreifen der Kriterien und Abläufe auf den unterschiedlichen Massstabsebenen von Planung kann bislang nämlich nicht die Rede sein. Fraglos hat man sich jüngst redlich um eindeutige, messbare Indikatoren für das «nachhaltige Gebäude» bemüht. Tragfähige Ansätze zur Bestimmung und Realisierung einer optimalen Relation aus Dichte, Stadtgrösse, Umwelt- und Lebensqualität indes gibt es nicht. Schon die Frage nach Art und Lage des Grundstücks kann die Parameter für ein «nachhaltiges Bauprojekt» entscheidend verändern. Hierzu eine kleine Anekdote: Von Thomas Herzog, dem renommierten Münchner Architekten und Verfassser der *Solar Charta*, wird berichtet, er habe einmal den Auftrag für den Bau eines durch und durch ökologischen Einfamilienhauses verweigert, weil die Bauherrin dafür eine Stadtwohnung aufgeben, fünfzig Kilometer entfernt aufs Land ziehen und täglich pendeln wollte. Das sei, so Herzog, alles andere als nachhaltig.

Tatsächlich führen die einzelnen Standortentscheidungen von Haushalten und Betrieben in Richtung Stadtumland zu erheblichen ungedeckten Folgekosten (man denke nur an die notwendige Versorgungsinfrastruktur und den damit induzierten Verkehr), die irgendwie kaschiert werden. Was es braucht, sind Konzepte von Nachhaltigkeit, die so komplex wie nachvollziehbar sind – und die eben auch auf die soziale Komponente der Architektur abzielen. Die sind wiederum nur in öffentlicher Auseinandersetzung zu finden. Zumal eine effiziente Siedlungsstruktur untrennbar mit einer Veränderung der urbanen Lebensform verbunden ist, die von allen akzeptiert und als Alltagskultur gelebt werden kann. Ohne Fragen etwa nach Mobilität, sozialräumlicher Verdichtung oder künftiger Energieversorgung zu beantworten, ist Nachhaltigkeit nicht zu haben.

Die Debatte über städtebauliche Dichte wird auch weiterhin von widersprüchlichen Anforderungen und dem Problem der Vergleichbarkeit verschiedener Zieldimensionen geprägt sein, etwa der Frage, wie Infrastrukturfolgekosten mit Aufenthaltsqualität zu vergleichen sind, oder ob geringe CO_2-Emissionen höhere Gesundheitsrisiken aufwiegen können. Grundsätzlich geht es auch darum, einen angemessenen Dichtebereich zu ermitteln, mit dem eine Annäherung an verschiedene – oft konfliktgeladene – Zielsetzungen möglich ist. Nimmt man aktuelle Megaprojekte wie etwa Masdar (Abu Dhabi, vgl. *architheses* 6'2009) zum Massstab, dann scheinen plausible Antworten durchaus möglich – und Dichte die zentrale Kategorie städtebaulicher Nachhaltigkeit zu sein: «Schmale Gassen und schmächtige Palmen, murmelnde Brunnen und kleine Strassencafés, dazu Häuser, die herrlich eingestaubt aussehen, so als seien sie gar nicht neu, sondern stünden mit ihren gewellten, dunkelroten Fassaden und dem arabischen Schmuckwerk schon seit einigen Jahrzehnten in dieser Stadt. Das ist Masdars grösste Überraschung: Hier tritt die Zukunft in den Formen der Vergangenheit auf. Während in Deutschland Moderne und Tradition gern gegeneinander ausgespielt werden, finden sie hier mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit zusammen. Hightech und Lowhistory verbünden sich. […] Der englische Architekt Norman Foster und sein Team begreifen Masdar vor allem als Chance für einen dritten Weg. Sie wollten herausfinden, wie es die Menschen des Nahen Ostens früher, in den Zeiten vor der Klimaanlage, in ihren Städten ausgehalten haben. Wie sie klarkamen mit der Hitze, dem Staub, den Sandstürmen.» Und es «gelang ihnen, was sonst fast nie gelingt: ein Stadtquartier, das sich bei aller formalen Vielfalt doch zu einer gestalterischen Einheit schliesst. […] Dass Foster dabei den Bewohnern ein hohes Mass an Enge zumutet, hat nichts mit Altstadtsehnsucht zu tun. Vielmehr liess er die Strassen deshalb fast schluchtartig bauen, weil sich so die Gebäude gegenseitig beschatten und die Sogwirkung natürlicher Winde kanalisiert und verstärkt wird.»[10]

Es scheint unstrittig, dass die Gestaltung der zukünftigen Siedlungsentwicklung durch dichte Siedlungsformen ein zentrales Element zur Treibhausgasminderung sein kann: «Mit der Tendenz rückläufiger suburbaner Ausdehnung, der



9 **Stadterweiterung Eixample von Ildefons Cerdà, Barcelona**
(Foto aus: Ausstellungskatalog, Mostra Cerdà, *Urbs i Territori, Planning beyond the urban*, Barcelona 1994, S. 56)

deutlich erkennbaren politischen Veränderungen gegenüber vormalig wohlgesinnten Förderprogrammen wie Pendlerzulagen, ‹Vinexplänen› und der damit verbundenen Reduktion einer ‹allgemeinen› mitteleuropäischen Angst vor Verstädterung kann eine neue Akzeptanz von Dichte in den Städten entstehen, die metropolitane, gehaltvolle Verbesserungen bringt.»[11] Kompakte Siedlungen mit intelligent ausgelegten Versorgungskonzepten bieten sicherlich Einsparpotenziale und/oder Effizienzgewinne. Ob das Leitbild der «europäischen Stadt» indes eine alternativlose Renaissance erfährt, bleibt abzuwarten.

Gestaltung der Dichte

Bauliche Strukturen so zu komprimieren, dass sie ein weiteres Ausufern der Städte in die Peripherie verhindern und zudem gestalterisch anspruchsvoll und gesellschaftlich akzeptiert sind: Dies wäre eine zeitgenössische Forderung an den Städtebau, die weniger banal ist, als sie zunächst klingt.[12] Denn die Ausschöpfung und Erweiterung von Nutzungspotenzialen im bereits bebauten Bereich ist meist langatmig, kleinteilig und wenig spektakulär. Ähnliches gilt für Nachverdichtungen wie beispielsweise das Schliessen von Baulücken und das Recycling von Brachflächen – zumeist Areale, die zuvor industriellen, gewerblichen oder militärischen Zwecken gedient hatten.

Städtebauliche Dichte kann durchaus Stimulans für urbane Qualitäten sein. Allerdings bedingt eine hohe Dichte nicht automatisch stadträumliche Qualität.[13] Vielmehr ist hierbei grosse Sensibilität gefragt, offenbart sich doch (zu) hohe Dichte aufgrund der Planungsgeschichte (Grosssiedlungsbau!) als nachgerade stigmatisiert, weil sie oftmals mit schlechten Wohn- und Arbeitsverhältnissen gleichgesetzt wird. Viele Beispiele zeigen freilich, dass auch Quartiere mit gutem Image eine hohe städtebauliche Dichte aufweisen können.

Dennoch bleibt festzuhalten: Städtebauliche Dichte ohne adäquate Gestaltung ist kontraproduktiv. Oder anders herum: Erst unter einer dezidiert qualitativen Perspektive kann das planerische Bestreben zur Verdichtung produktiv werden. «Es zeigt sich, dass städtisches Flair eine Frage der

Dichte und der klar definierten Strassen- und Platzräume ist. Und es zeigt sich, dass die Architektur im Ensemble Qualitäten annehmen kann, zu denen sie im Massstab des einzelnen Gebäudes nicht in der Lage wäre. Klassische Qualität können so auch Ensembles annehmen, deren Mitglieder, wenn für sich genommen, nicht herausragen. Der Vorrang, den der vormoderne Städtebau ganz selbstverständlich der Kooperation für die Fassung von Räumen für Strassen und Plätze eingeräumt hatte, wurde von der Moderne zugunsten eines anderen Prinzips aufgegeben. […] Es ist diese aufgelockerte Bebauung, durch die die Stadterweiterung in kompakten Blöcken in die Phase der Suburbanisierung überging. […] Sie stellt den typischen Fall eines kollektiven Resultats individuellen Wünschens und Wollens dar, in dem die einzelnen ihre Ziele nicht mehr wiedererkennen. Der moderne Städtebau ist weder ökologisch noch architektonisch nachhaltig.»[14]

Gewiss ist der zeitgenössische Städtebau zu jenen «geschlossenen Rodungen im Niemandsland», die Lucius Burckhardt den urbanistischen Entwürfen der Moderne attestierte, längst auf Distanz gegangen. In Barcelona etwa tritt man den Beweis an, wie ein tradiertes räumliches Ordnungsgerüst mit hoher baulicher Dichte auch unter heutigen Bedingungen funktioniert; es vermag unterschiedliche Modernisierungsansätze zu adaptieren, in offener und vielfältiger Weise zu organisieren. Gerade die von Ildefons Cerdà konzipierte Stadterweiterung (Eixample) war bei allem Pragmatismus eine visionäre Integrationsleistung: Das rigide Blockraster von 113 × 113 Metern Kantenlänge und dazwischenliegenden zwanzig Meter breiten Strassen ermöglicht bis heute eine individuelle Ausgestaltung der Parzellen und genügt Erfordernissen der Mobilität genauso wie des Freizeitverhaltens.

Das heisst allerdings nicht, dass ein Städtebau sinnhafter, angemessener und sozial verträglicher Dichte nur auf diese Art und Weise funktioniert. Doch Ausgangspunkt und zentrale Komponente wäre, auch unter heutigen Bedingungen, die *Res publica* der Strassen und Plätze, also die Überlagerung von technischen Infrastruktur-Bausteinen einerseits und stadträumlichen Elementen andererseits. Und nicht zu Unrecht gilt örtliche Dichte als ein Indiz für soziale Nähe und Nutzungsmischung. Der private Raum trennt sich deutlich vom Öffentlichen, dessen einprägsame Kontur einer parzellierten Masse gegenübersteht, die umbaufähig ist. Das bedeutet, dass sie flexibel ist gegenüber wechselnden Nutzungen über lange Zeiträume, resistent nach aussen und anpassungsfähig nach innen. Wenn «Gestalten» das Addieren von einzelnen Teilen zu einem kohärenten Ganzen ist, dann passiert das nicht naturwüchsig, sondern als gesellschaftlicher Akt. Nicht nur bei der Frage nach der «Dichte»: Stadtpolitik und -gestaltung brauchen und ergänzen einander; sie sind Kehrseiten ein und derselben Medaille.

Autor: Robert Kaltenbrunner ist Architekt und Stadtplaner und leitet die Abteilung «Bauen, Wohnen, Architektur» des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung in Bonn und Berlin.

1 Auslöser dafür war sein Auftritt bei der Zentralversammlung des Deutschen Städtetages 1960 in Augsburg, wo er mit dem Thema «Urbanität» den Hauptvortrag hielt. Salins grundsätzliche Überlegungen wurden flugs auf Städtebau und Stadtentwicklung projiziert und machten dann in der Fachwelt ebenso schnell Furore.

2 Im deutschsprachigen Raum durch die Bücher von Alexander Mitscherlich (*Die Unwirtlichkeit unserer Städte*), Hans-Paul Bahrdt (*Humaner Städtebau*) und Wolf Jobst Siedler (*Die gemordete Stadt)*, ganz grundlegend aber durch Jane Jacobs (*Tod und Leben grosser amerikanischer Städte*) entfacht bzw. bestätigt.

3 Vertreibung der Einwohner, Umwandlung in Kerngebiete, u. a.

4 Johannes Fiedler, *Urbanisierung, globale*, Wien / Köln / Weimar 2004, S. 24.

5 Vgl. Vittorio Magnago Lampugnani (Hrsg.), *Hong Kong – Die Ästhetik der Dichte*, München 1999.

6 Vgl. Stefan Canham, Rufina Wu, *Portraits from Above – Hong Kong's Informal Rooftop Communities*, Berlin 2009.

7 Insgesamt 44 750 Quadratkilometer Siedlungs- und Verkehrsfläche weist die amtliche Statistik zum Stichtag 31.12. 2002 aus (bezogen auf eine Bodenfläche von 357 037 Quadratkilometer). Der Anteil der Siedlungs- und Verkehrsflächen an der Bodenfläche stieg zwischen 1992 und 2002 von 11,3 auf 12,5 Prozent.

8 Ein gutes Beispiel gibt der Nachhaltigkeitsrat in Deutschland, der den Flächenverbrauch auf dreissig Hektar zurückführen will. Dieses Ziel ist sehr abstrakt und von seinen Urhebern nicht klar begründet: Es könnten auch 25, 45 oder 75 Hektar sein; wissenschaftlich schlüssig wird wohl niemand sagen können, was jeweils nachhaltig ist oder nicht. Bei der Flächeninanspruchnahme handelt es sich vielmehr um einen gesellschaftlichen Aushandlungsprozess, und dieser findet natürlich unter ungleichen Ausgangsbedingungen statt: Flächenverbrauch auf dreissig Hektar zurückzuführen heisst auch, diejenigen Ansprüche an den Raum, die bereits realisiert sind, gegenüber zukünftigen eindeutig zu bevorzugen. Mit welchem Recht? Dass Raum begrenzt ist, kann hier nicht überzeugen, zumal bei rückläufigen Bevölkerungszahlen in Deutschland.

9 Um es an einem kleinen Beispiel deutlich zu machen: Während Berlin, das gemeinhin als stark durchgrünte Stadt gilt, über einen Siedlungs- und Verkehrsflächen-Anteil von 69 Prozent an der Bodenfläche verfügt, weist das als kompakt bebaut wahrgenommene Hamburg lediglich 57 Prozent auf. Umgekehrt aber entfallen auf jeden Einwohner Hamburgs 251 Quadratmeter an SuV-Fläche, auf jeden Berliner «bloss» 182 Quadratmeter. Die Frage, welcher der beiden Stadtstaaten die besseren Daten in den Kategorien des Zersiedelungsdiskurses aufweist, bleibt demnach unentschieden.

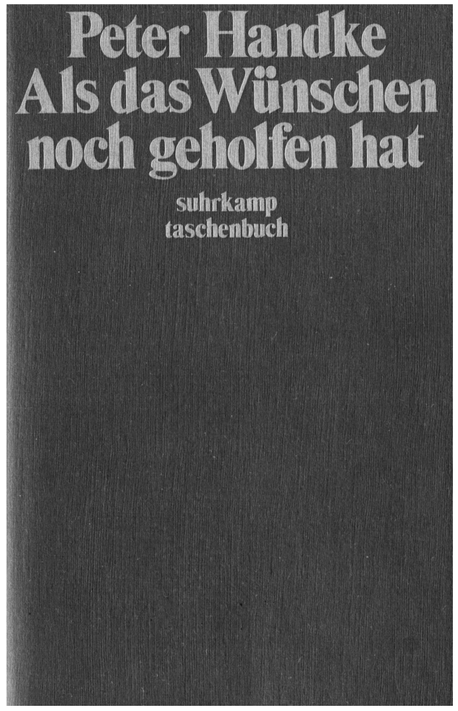
10 Hanno Rauterberg, «Die andere Revolution. In Abu Dhabi entsteht die erste klimafreundliche Stadt der Welt», in: *Die Zeit*, 24. 02. 2011.

11 Piet Eckert, «Und daneben, im geziemenden Abstand, baue man die Stadt unserer Zeit», in: Heinrich Böll Stiftung (Hrsg.), *Urban Futures 2030. Ökologie*, Bd. 5, Berlin 2009, S. 35ff.

12 Einen nicht minder wichtigen Aspekt stellt dabei die sogenannte Nutzungsmischung dar, die wiederum auf zweierlei setzt. Zum einen die baulich-räumliche Komponente – die funktionelle Durchmischung von Stadtquartieren, d. h. die Verflechtungen von Wohnstandorten und Arbeitsplätzen, aber auch Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen. Zum anderen auf einen gesellschaftlichen Aspekt: die Durchmischung verschiedener sozialer Schichten, Haushaltstypen und Lebensstilgruppen.

13 Michael Mönninger hat dies einmal folgendermassen paraphrasiert: «Dichte ist nicht alles, aber ohne Dichte ist alles nichts.»

14 Georg und Dorothea Franck, *Architektonische Qualität*, München 2008, S. 250f.



Die offenen Geheimnisse der Technokratie

Bis vor wenigen Jahren habe ich fast immer nur zu Boden geschaut. Wenn ich etwas lese, was ich ganz früh geschrieben habe, habe ich das Gefühl von einem Menschen mit gesenktem Blick, so viel auf der Erde Liegendes kommt darin vor, und so viel Kleines. Ein weggeworfener Handschuh, die vom Tau beschlagene Zellophanumhüllung einer Zigarettenschachtel, Hände im Schoß ohne die Gesichter dazu . . . Das alles sah ich als *Zeichen* für das, was ich nicht sah – für die monumentalere Fremdheit der menschlichen Lebensäußerungen, die sich in der Umwelt, wenn auch nicht so poetisch verschlüsselt wie in dem Anblick eines angebissenen Apfels in einem Kanalgitter, in den Bauten und Straßenfluchten gezeigt hätte, wenn ich nur schon hätte aufblicken können. Heute erst weiß ich, daß dieses Wichtignehmen von Kleinigkeiten auf dem Boden nicht möglich gewesen wäre ohne den Reflex, der mich vor der Übermacht der verbauten Natur weiter weg zurückschrecken ließ. Der gesenkte Blick war nichts als eine Abwehrbewegung vor so viel menschenverdrängenden Anblicken. Ich möchte jetzt, da ich allmählich aufzublicken gelernt habe, in ersten Andeutungen über Architektur, über Wohnungen und Wohnlandschaften schreiben . . .

Das Märkische Viertel in Berlin ist eine im Auftrag des Berliner Senats geplante Stadtrandsiedlung mit inzwischen über 50 000 Bewohnern. Wenn man mit der S-Bahn fährt, muß man in einen Bus umsteigen und nähert sich nach einer Stunde Fahrt, nachdem man sich schon aus der Stadt heraus geglaubt hat, plötzlich einer Siedlung aus einer anderen Welt.

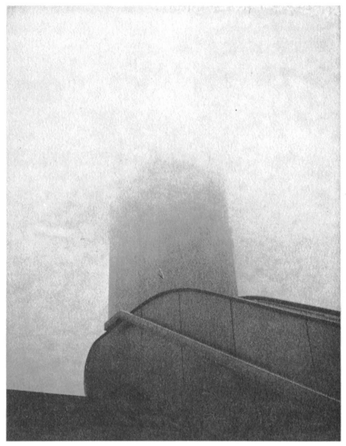
Als ich zum ersten Mal dort war, standen zu beiden Seiten der Straße unabsehbar die Hochhäuser im Nebel. Die Häuser waren bunt, jedes in einer anderen Farbe. Auf eine gelbe Fläche, eine Fläche wie ringsum die andern, war ein riesiges Posthorn gemalt, an das ich mich besonders erinnere. Ich stieg aus und ging wie im Traum in ein offenes Tiefgeschoß, in dem ein paar Autos parkten und wo es sehr windig war. Mit einem engen Lift, in dem sich sofort doppelte Türen schlossen, fuhr ich bis ins oberste Stockwerk hinauf. Der Lift war neu, aber schon von oben bis unten mit Flüchen und Sexualsymbolen bekritzelt. Ich ging durch die Flure; aus vielen Wohnungen hörte man die Fernsehapparate, obwohl es erst mitten am Nachmittag war. Ganz oben war eine Plattform, von der ich auf das Märkische Viertel hinunterschaute: ab und zu kreuzten einander Autobusse, Autos fuhren kaum, da die Männer drinnen in der Stadt arbeiteten und nur wenige Frauen hier Zweitwagen hatten. Außer einem Betrunkenen neben einem fahrbaren Würstchenstand sah ich weit und breit keine lebende Seele. Ich aß dann unten ein Paar Frankfurter und fuhr mit dem nächsten Bus zurück. Das nächste Mal war ich zu Besuch bei jemandem, der dort wohnte. Er hatte eine Wohnung, die über zwei Stockwerke ging; das Auf- und Absteigen machte den Aufenthalt darin sehr theatralisch – statt einfach in einen anderen Raum zu gehen, trat man dort, indem man Stufen herabkam, richtig auf, wie ein Schauspieler. Dem entsprach auch das Unselbstverständliche, Zeremonielle der Lebensäußerungen in dem Hochhaus: jede alltägliche Handlung wurde darin zum Ritual – Trinken, Essen, Fernsehen, selbst das Sitzen und Aus-dem-Fenster-Schauen. Für eine Fußballübertragung im Fernsehen erwartete der Bewohner zum Beispiel gerade Besucher und hatte auch schon einen »Kasten Bier« bereitgestellt. Mich bewirtete er mit sorgfältigen Gesten, die auf sich selber aufmerksam machen sollten. Daß er den Schinkenhäger etwa mit einer dicken Gefrierschicht um die Flasche aus dem Tiefkühlfach holte und daß er auch die Gläser vorher gekühlt hatte, das spielte er richtig vor. »So muß es sein«, sagte er immer wieder. Die Lebensvorgänge der Familie schienen mir überhaupt aus solchen isolierten Zeremonien zu bestehen. Sicher war das woanders ähnlich – aber so formalisiert und überdeutlich wie in diesen Wohnverhältnissen, wo man die Alltagshandlungen zu Ritualen machen mußte, um die Illusion vom Anschluß an die Außenwelt zu behalten, hatte ich die Ratlosigkeit darüber, am Leben zu sein, noch nie erfahren. Es war, wie wenn sich ein Verzweifelter besonders schön anzieht. Ich ging dann noch zum Ladenzentrum des Märkischen Viertels, wo es Gaststätten, Warenhäuser, eine Buchhandlung und ein Kino gab. Im Kino war es voll von Kindern . . . In der Gaststätte kegelte ich ein bißchen auf der Bowlingbahn. Es war Nachmittag, aber auf den Tischen standen schon überall Schilder, wer sich für den Abend zum Bowling angemeldet hatte. Alles war inszeniert . . . Wie konnten die Leute in dieser Umgebung auch spontan sein? Die Wege der Hausfrauen waren täglich gleich, die Kinder hingen tagaus, tagein an den paar Turngeräten der Kindertagesstätte . . . Dazu paßte auch, daß hier eine Theatergruppe umherzog, den Leuten ihr Leben vorspielte, die Kinder es nachspielen ließ – in einer anderen Umgebung wäre eine solche Lebensinszenierung nicht nötig gewesen. Das Seltsame an dem allen aber war, daß ich mich darin wohlfühlte. Mit einer fast obszönen Neugier ging ich stundenlang zwischen Schutthalden und farbigen Hochhäusern umher. Ich war tief verschreckt, es grauste mir – aber ich wollte nicht weg. Es kam mir vor, als hätte mein Bewußtsein endlich den äußeren Ort gefunden, der ihm im Innern entsprach.

Ganz deutlich wurde mir das, als ich vor einigen Monaten in La Défense war, einem Wohn- und Büroturmviertel am westlichen Rand von Paris. Ja, das ist es jetzt vollständig, dachte ich. Es war wie das Gelobte Land, aber nicht in dem Sinn des Paradieses, sondern in dem Sinn, daß sich der Zustand der Welt endlich unverstellt und unverlogen zeigte. Aus einer riesigen Metrostation kommt man über mehrere Rolltreppen auf eine weite, steinerne Plattform, an deren Rand schon überall die Häusertürme stehen, viele noch in Bau. Eine Stunde blieb ich da fast bewegungslos stehen. Irgendwo auf der Plattform stand eine kleine rote Pommes-frites-Bude. Jede Viertelstunde war in einem anderen Bürohaus Arbeitsschluß, und immer wieder gingen von allen Seiten die Leute eilig von weitem über die Steine hin zu den Rolltreppen. Alle gingen aber hintereinander, auf einer imaginären Linie, in Einerreihen. Sie schienen einem Weg zu folgen, den ich nicht sehen konnte. Immer wieder näherten sich aus verschiedenen Richtungen diese Menschenzüge und verschwanden auf der Rolltreppe, wie in einem Zeichentrickfilm. Als mir kalt wurde, ging ich auf dem Plateau umher und kam zu einer kleinen Umzäunung: und dahinter wuchs Gras! Ich schaute hin und bemerkte, daß es sich um verschiedene winzige Grasbeete handelte, jedes mit einem Schildchen besteckt, auf dem die Namen der Grassorten standen. Auf diesem Fleck am Rand der Steinplattform hatte man alle Grassorten Europas und Afrikas versammelt und im Angesicht der Hochhäuser zur Besichtigung ausgestellt . . . Ich ging zu den Hochhäusern. Auf den Fußgängerüberwegen blieb ich stehen und schaute hinunter, wo ab und zu eine Mutter ihren Kinderwagen durch den Schlamm neben der Autostraße schob. Eine Musterwohnung mit dem poetischen Namen »Eve« stand im Dreck zur Besichtigung, ein Quadratmeter 2 800 Francs. Einige Häuser waren schon bewohnt, sie hatten große Innenhöfe, durch die Passagen pfiff der Wind. In einem Innenhof sah ich auch einen Kinderspielplatz: er bestand nur aus einem quadratischen Sandkasten, zwanzig mal zwanzig Meter. Zwei Kinder saßen dösend darin. Es gab ein Schnellkaufgeschäft, das »Quick food« hieß. An einer Snack-Bar mit Sandwiches und dergleichen stand traurig mit altfranzösischen Buchstaben: »Brasserie«. In einem Bankraum, in den ich trat, mußte sich der Angestellte erst räuspern, weil so lange kein Kunde mehr gekommen war. Ich schaute lang die Hochhäuser hinauf. Auch sie waren bunt gemalt, wenn auch geschmackvoller als die im Märkischen Viertel. Fast überall waren die Vorhänge vor. Die meisten Küchenfenster waren zur Hälfte verstellt von den Kühlschränken, die auf den Tiefkühltruhen standen. Es ist vielleicht auch ein unfreundlicher Tag, dachte ich – aber auf einmal konnte ich mir da keinen freundlicheren vorstellen. Nach einiger Zeit fiel mir auf, daß ich dachte: Vielleicht ist es gar nicht so schlimm, vielleicht gewöhnt man sich daran . . . Das war der Gedanke, der mich am meisten erschreckt hat.

La Défense müßte eigentlich Sperrzone sein – weil da die Geheimnisse der technokratischen Welt sich ganz unverschämt verraten. Ein Stacheldraht gehört ringsherum und Schilder »Fotografieren verboten«. Aber die verantwortlichen Unmenschen in ihren menschenwürdigen Umgebungen sind sich schon zu sicher. Geil lassen sie auf den Tafeln vor den Hochhausunterschlupfen ihre Namen leuchten: Bank von Winterthur, Chase Manhattan Bank, Siemens, Esso . . .

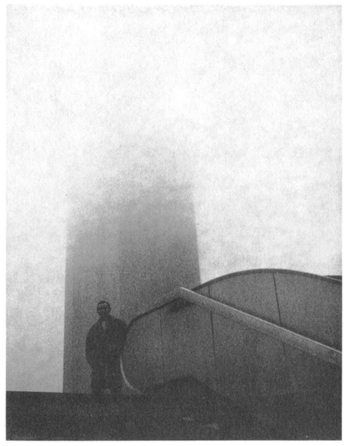
Die Architekten und Planer sollen sich inzwischen von ihren eigenen Entwürfen distanzieren, hört man.

Was ist das, ein Architekt?



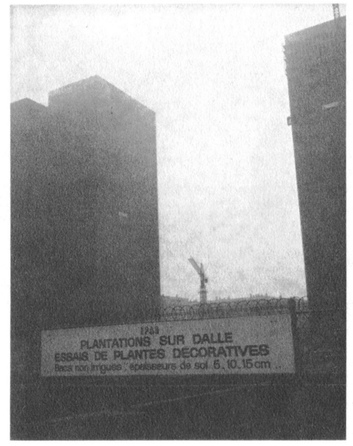
Hier sind wir ausgestiegen.
Einige Rolltreppen führen aus der Métro-Station La Défense ans Tageslicht.

Hier sind wir eingestiegen.

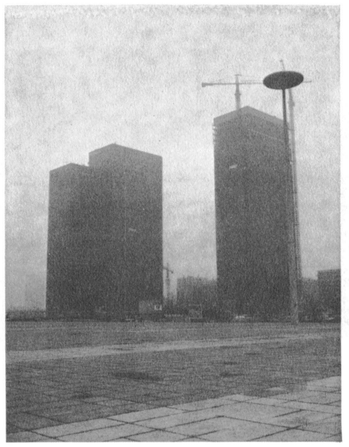


Wie viele Rolltreppen steht auch diese gerade.
Arrêt momentané.

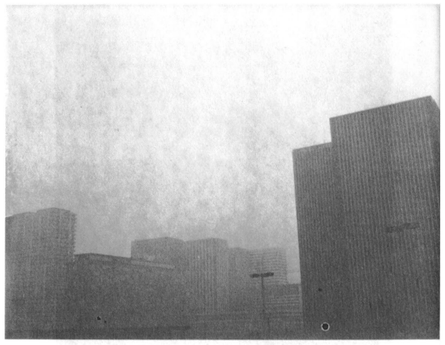
Das ist das Plateau, auf dem ich damals über eine Stunde bewegungslos gestanden habe.



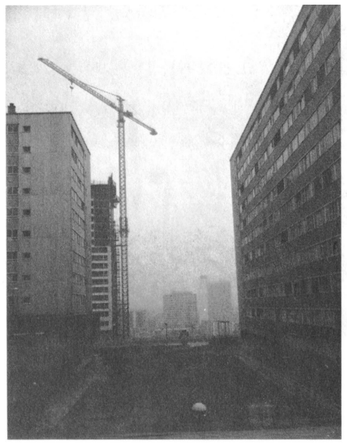
Hinter dieser Aufschrift sind die kleinen Grasbeete mit den Grassorten aus aller Welt. Einige Grassorten sind inzwischen eingegangen.



PLATEAU DE FROMAGES steht auf der Glanzpapier-Speisekarte im Schnell-Restaurant.



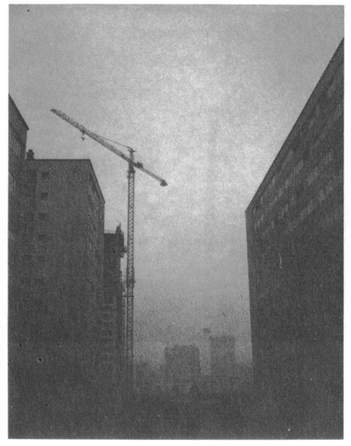
Auf diesen »Buildings« wäre zu lesen:
ESSO, Crédit Lyonnais . . .



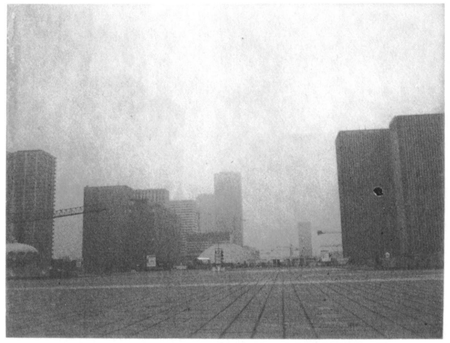
Hier befinden wir uns zwischen den Wohn-Buildings. Natürlich ist es ein grauer Tag. Zwischen den Häusern ist viel Grün.

. . . auch nicht die Frau, die in einem Innenhof am Fenster stand und gedankenverloren das Essen kochte, die Gummibäume im Restaurant, wo wir zu Mittag aßen, den Architekten, der mit eingerollten Plänen unter dem Arm über das Plateau ging.

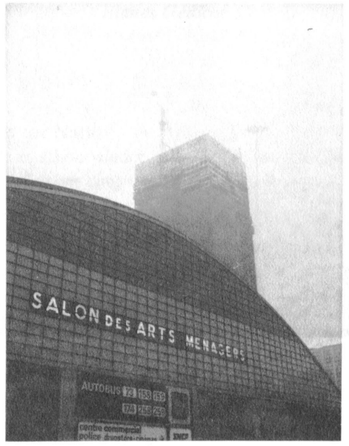
Was ich nicht fotografieren wollte: die Mütter mit den Kinderwagen, die Büroangestellten auf dem Weg zum QUICK FOOD, die malerischen Überreste von kleinen alten Häusern im Vordergrund mit den Türmen im Hintergrund . . .



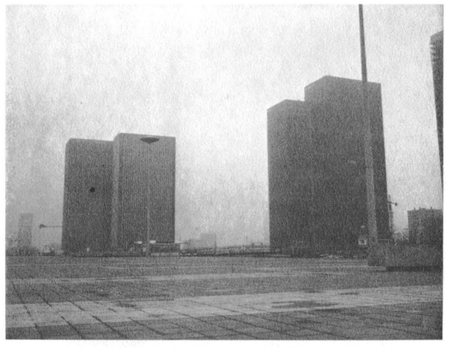
Der riesige Kinderspielplatz ist inzwischen mit hölzernen Kletterpyramiden ausgestattet, alle gleichförmig, »rhythmische Bewegung im Raum«. Der Freund sagte, sicher hätte ein BILDENDER KÜNSTLER die Pyramiden errichtet.



Die Halle der Métro La Défense ist sehr groß. Es gibt dort Kinos, ein Drugstore (Drügstore, hört man in Tati's »Playtime« jemand auf Französisch sagen), eine METRO-BAR.



Und wenn man gegen Mitternacht aus einem der Kinos kommt, schaut man oben, von einer Brüstung, in die Leere hinunter; durch die noch immer laute Kaufhaus-Musik schallt; wo sich unablässig die leeren Rolltreppen bewegen.



Am Abend, wenn fast niemand mehr wegfährt und niemand mehr ankommt, ist diese unterirdische Halle leerer als ein Schwimmbecken, aus dem man das Wasser abgelassen hat.

Arrêt définitif.

HÄUSER ALS STRUKTUREN

Archithese 2. 2010

Das Märkische Viertel in Berlin
Kein anderes deutsches Wohnbauprojekt wurde so sehr gefeiert und attackiert wie das Märkische Viertel. Die in den Sechzigerjahren geplante Westberliner Grosssiedlung stellt allein aufgrund ihrer gewaltigen Dimension ein Experiment dar: Es handelt sich um eine Neuerfindung der Stadt. Nun steht das Projekt vor einer umfassenden Sanierung.

Text: Carsten Krohn

Das als Modell präsentierte Grundkonzept der von Werner Düttmann, Georg Heinrichs und Hans Christian Müller geplanten Siedlung basiert auf Gebäudestrukturen, die wie Bänder unterschiedliche Räume umschliessen. Die Strukturen sind aufgelockert und dennoch systematisch angeordnet, sodass sie auch im Grossen wie gestikulierende Arme in drei Richtungen ebenfalls Räume umgreifen. Dabei liegt das Geschäftszentrum wie in einem Strudel im exakten Mittelpunkt. Im Gegensatz zur traditionellen Stadt sollten die neuen Gebäude – wie im Städtebaumanifest der Moderne, der Charta von Athen, gefordert – nicht mehr parallel zu den Strassen verlaufen.

Als der beteiligte Architekt Oswald Mathias Ungers von den Bewohnern seiner Wohnblöcke eingeladen wurde, hatte er ein mulmiges Gefühl. «Ich kam zu Menschen, die äusserst freundlich zu mir waren, die geradezu euphorisch waren, mich zu treffen, das Märkische Viertel lobten und priesen und es wunderbar fanden.»[1] Er berichtet, wie er «mit grosser Begeisterung empfangen» wurde, «und mir wurde erzählt, wie schön alles sei, wie hervorragend die Infrastruktur sei, wie gut die Wohnungen funktionieren würden, wie herrlich das Ganze geworden ist und wie dankbar man mir letztlich dafür sei.» Er dachte, er könne die Welt nicht mehr verstehen. Schliesslich hatte ihn einst die zeitgenössische Berichterstattung wie ein Schlag getroffen. «Sie haben also eine Anlage entworfen mit bestem Wissen und Gewissen und haben mit grossem Engagement ein Problem, nämlich das des Massenwohnungsbaus, zu lösen gesucht, und Sie schlagen eines Tages den *Stern* auf, und eine Bildsequenz über zwei Seiten springt Ihnen entgegen, in der eine Reihe von Mülltonnen im Vordergrund sind, in denen Kinder sitzen und den Hintergrund bilden Ihre Gebäude. Diesen Tag zu erleben und diesen Schock zu überstehen, dazu brauchen Sie ein Standvermögen, das ist beinahe unmenschlich. Das leistet nicht jeder.» Daraufhin hörte er auf zu bauen, 15 Jahre lang, und verliess sogar das Land. «Ich habe keinen Bau mehr angefasst, weil dieser Schock so unendlich tief saß.»[2] Was war geschehen?

Bereits vor Fertigstellung des Märkischen Viertels hatte sich vor vierzig Jahren die Kritik in einem Masse zugespitzt, dass die Siedlung nicht nur zu einem Synonym wurde, auf das sich der Studentenprotest fokussierte. Die politisch geführte Debatte wirkte sich vielmehr auch allgemein auf den Architekturdiskurs aus und veränderte sogar die Ausbildung. In einem langen *Spiegel*-Artikel wurde die sozialen Missstände angeprangert. Es wurde der Mangel an sozialen Einrichtungen, insbesondere an Kindertagesstätten, und eine fehlende Verkehrsanbindung kritisiert, auch wenn es hiess: «Als Kunstwerk ist das Märkische Viertel gar nicht schlecht. Die Städtebauer haben hier manches verwirklicht, was von ihnen schon lange gefordert wird. Sie haben den langweiligen Zeilenbau aufgegeben zugunsten gebogener, geschwungener, gewinkelter Baukörper.»[3] Es ist bezeichnend, dass dem Komplex zwar eine künstlerische Qualität attestiert, aber die Arbeit der Entwerfer dennoch grundsätzlich infrage gestellt wurde. «Haustechnik, Baukonstruktion und Baugestaltung haben sie studiert, Sozialwissenschaften und Politik nicht.»[4] Diese Argumentation ist symptomatisch und spiegelt den Wandel wieder, der sich seit 1968 an den Architekturschulen vollzog. Den Architekten wurde vorgeworfen, an den Menschen vorbeizuplanen – je interessanter das Werk als Kunst sei, desto fremder fühlten sich die Bewohner.

«Wer ein Haus bauen kann, kann auch eine Stadt bauen!»[5]

Mit dieser Überzeugung wandte sich der Senatsbaudirektor Werner Düttmann 1962 an die Architektengemeinschaft von Georg Heinrichs und Hans Christian Müller, ein Gebiet im Norden Westberlins zu beplanen, unmittelbar an der Grenz-

1+2 **Georg Heinrichs/Hans Christian Müller: Wohnblocks im Märkischen Viertel, Berlin. Das Farbkonzept von Utz Kampmann, hier noch im Originalzustand, wird aufgrund von Wärmedämmmassnahmen in den kommenden Jahren eliminiert**
(Fotos: Carsten Krohn)

3+4 **Georg Heinrichs/Hans Christian Müller: Wohnblocks im Märkischen Viertel, Berlin**

linie, auf der damals die Mauer gebaut wurde. Die Architekten banden wiederum Düttmann mit ins Team ein. «Durch die Mitarbeit des Senatsbaudirektors und der Verwaltungsspitzen konnte dann ein Schrittmass gefunden werden, das von vornherein jeglichen überflüssigen Energieverlust ausschloss»[6], bemerkte Müller, der 1967 selbst den Senatsbaudirektorenposten übernahm, und er räumte ein: «Heute würde das sofort als Vetternwirtschaft gelten.» Der einzige dieser Arbeitsgemeinschaft, der sich vollkommen auf das Entwerfen konzentrierte, war Heinrichs.

«Dafür, dass ich keine Ahnung vom Städtebau habe, ist es doch ordentlich geworden – von oben gesehen», sagt Heinrichs heute nicht ohne Humor. «Mein Einfluss kam eher von der Malerei und von der *coloured sculpture*. Die Farbigkeit hat mich fasziniert nach der Trostlosigkeit des Krieges. Ich liebe Farben, und wenn man etwas macht, muss man konsequent sein. Ich war für die brutale, strenge Farbskala.»[7] Er erklärt, dass er damals genau gewusst habe, was er wollte. Die im Nationalsozialismus abgebrochene Tradition der klassischen Moderne sollte wieder aufgegriffen und weitergeführt werden. Dabei glaubte er an die soziale Utopie des Bauhaus, durch Gestaltung das Leben positiv zu beeinflussen. Auch wenn er dies heute skeptischer sieht, ist das Märkische Viertel vom Optimismus getragen und bringt diesen auch zum Ausdruck. «Es hat so einen Spass gemacht, und ich war voller Energie. Euphorisch waren wir, ich habe Tag und Nacht gearbeitet.»

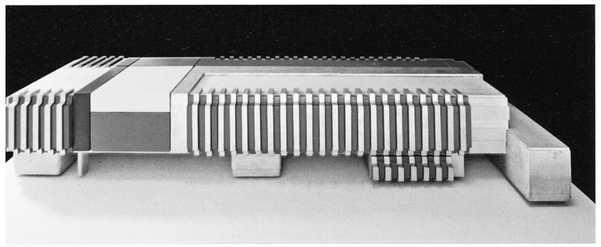
Georg Heinrichs hatte auch einen Künstler beauftragt. Der in die Gestaltung miteinbezogene Utz Kampmann entwickelte nicht nur ein Farbkonzept für die Siedlung, sondern auch die Verkleidung eines die Strasse überbrückenden Gebäudes. Mit verschiedenfarbigem und von hinten beleuchtetem Kunststoff sollte eine markante Architekturskulptur geschaffen werden, von der Heinrichs hoffte, sie könne mit den Arbeiten der englischen Architektengruppe Archigram rivalisieren. Aber die erfolgreich protestierenden Studierenden hatten die Kunst als unsozial attackiert, da das Geld besser in Kindergärten investiert werden sollte.

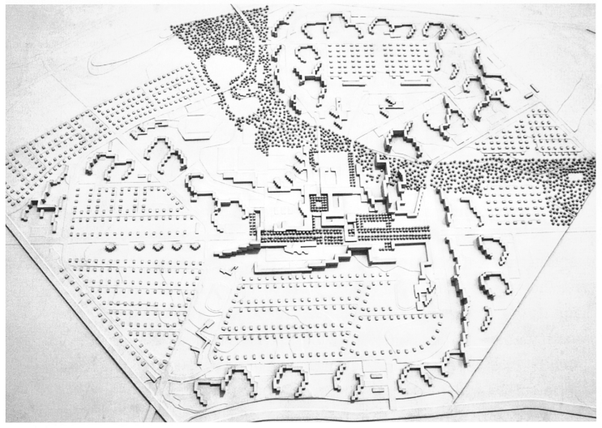
Das gigantische, öffentlich geförderte Wohnungsbauprogramm an diesem Ort sollte nicht nur die dort vorhandene, ungeplante Ansammlung von Notunterkünften sanieren, sondern auch insgesamt dazu beitragen, Westberlin mit am Leben zu halten. Die sozialen Spannungen im Märkischen Viertel sind insbesondere auf die Belegungspolitik zurückzuführen. Es entstand zeitweilig eine hohe Konzentration sozialbedürftiger Familien. In einigen Abschnitten war fast die Hälfte der Bewohner unter 15 Jahre alt. Es wurden Menschen aus anderen Stadtteilen hierher «umgesetzt». Im *Spiegel* war 1970 zu lesen: «Denn weite Teile der Berliner Arbeiterbezirke wie etwa Wedding, Kreuzberg und Neukölln sollen abgerissen, sollen ‹saniert› werden.»[8] Bemerkenswerterweise wurde dieser Plan in dem Artikel nicht weiter thematisiert.

Architektur und Städtebau als Einheit

Auch wenn sich die konkreten sozialen Konflikte mittlerweile entspannt haben, hatten die im Märkischen Viertel sich entzündeten Debatten auch zu einer Aufspaltung der Disziplinen Städtebau und Stadtplanung beigetragen. Es etablierten sich plötzlich soziologisch ausgerichtete Planungsfachbereiche, während der Städtebau als Nebenfach an die Architekturausbildung angebunden blieb. Gegenwärtig werden diese beiden Bereiche weltweit nebeneinanderher gelehrt, ohne dass die Studierenden in einen Dialog miteinander treten. Auf das Vakuum von Planung während des Kalten Krieges angesprochen, räumt Hans Christian Müller ein: «Da muss ich zu meiner Schande sagen: Stadtplanung war in diesen Zeiten erst einmal Verkehrsplanung.»[9]

Im Laufe des Entwurfsprozesses wurde eine immer stärkere Verdichtung beschlossen. Der von Ungers zunächst sechsgeschossig vorgesehene Baublock sollte auf acht und





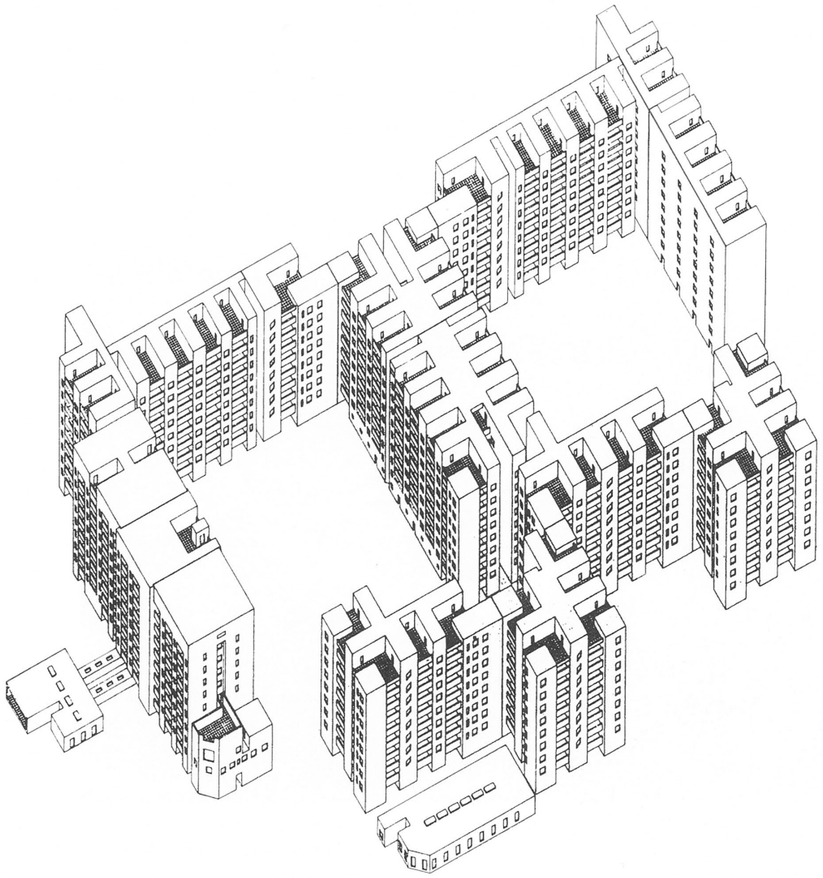
5 **Utz Kampmann: Modell für die Gestaltung eines Brückenbauwerks**

6 **Städtebauliches Gesamtmodell des Märkischen Viertels (Werner Düttmann, Georg Heinrichs, Hans Christian Müller)**

schliesslich auf zwölf Geschosse erhöht werden. Unberührt davon blieben die Grundrisse, die auch nicht Gegenstand der allgemeinen Kritik waren. Die Aufteilung der Bauprojekte auf eine Vielzahl junger Architekten und die damit verbundene unterschiedliche Formensprache sollte für die Bewohner eine Identifizierung ihrer Häuser innerhalb des gigantischen Bauvolumens ermöglichen. Ein anderes Mittel in dieser Beziehung war eine grelle Farbgebung.

Das Büro von Heinrichs und Müller war nicht nur für die Gesamtkonzeption verantwortlich, sondern auch für einen zentralen Bauabschnitt mit mehreren tausend Wohnungen. Im Gegensatz zu ihrer Vorplanung ist der realisierte Entwurf streng orthogonal organisiert, mit Wohnriegeln in Nord-Süd-Ausrichtung. Da die Wohnungsbaugesellschaft mit einem französischen Unternehmen für Betonfertigteile zusammenarbeitete, das zunächst eine Plattenbaufabrik auf dem Gelände errichtete, wurde die Architektur der grossen Form aus dieser konstruktiven Vorgabe entwickelt.

Aus den Betonplatten, die mit farbigen Mosaikfliesen überzogen sind, setzt sich der Gebäudekomplex zusammen und gliedert sich in vertikale Erschliessungsbereiche und horizontale und vom Boden abgehobene, auf Stützen ruhende Wohnbereiche. Die Dachlandschaft wird durch Atelierwohnungen mit riesigen Nordfenstern strukturiert. Auch wenn hier nicht die erwarteten Künstler eingezogen sind, dient die farbige Bekrönung zur Orientierung. Die horizontalen und vertikalen Elemente der Architektur wirken wie ineinandergesteckt und verleihen ihr eine grosszügige, megastrukturartige Geste.



7 **Oswald Mathias Ungers: Isometrie einer Wohnanlage für das Märkische Viertel**

Im Zuge der seit den Achtzigerjahren durchgeführten «Wohnumfeldverbesserungen» wurde auch die künstlerische Gestaltung Utz Kampmanns langsam verdrängt. Während er 1968 auf der *documenta* ausstellte, plante er, auch die Strassen des Märkischen Viertels farbig zu gestalten. Die bei den Ungers-Bauten dunkelblauen und bei Ludwig Leo gelben Balkonbrüstungen wurden bereits übermalt und überbaut.

Während viele Grosssiedlungen der Sechzigerjahre heute im Rahmen von Sanierungsmassnahmen farbig gestaltet werden, um der Anonymität der grossen Form entgegenzuwirken, werden im Märkischen Viertel derzeit die letzten originalen Spuren des ursprünglichen künstlerischen Konzepts beseitigt. Zwar strahlen die Mosaikfliesen noch in denselben Farben, wie sie der Künstler festgelegt hatte, doch zurzeit werden die Fassaden mit Wärmedämmplatten verkleidet und mit veränderten Farben gestrichen. Rechtfertigt nicht die architekturgeschichtliche Bedeutung dieses Baudenkmals eine Erhaltung der originalen Substanz und Erscheinung?

Autor: Carsten Krohn lebt und arbeitet als Architekturhistoriker und -kritiker in Berlin.

[1] Oswald Mathias Ungers im Interview, in: Brigitte Jacob/Wolfgang Schäche (Hrsg.), *40 Jahre Märkisches Viertel – Geschichte und Gegenwart einer Grosssiedlung*, Berlin 2004, S. 177.
[2] Ebd., S. 184.
[3] Hermann Funke, «Da hilft nur noch Dynamit», in: *Der Spiegel*, Heft 45, 1970, S. 238.
[4] Ebd.
[5] TU Berlin (Hrsg.), *Planungs- und Entscheidungsprozesse im Märkischen Viertel*, Berlin 1969, S. 35.
[6] Hans Christian Müller im Interview, in: *Jacob/Schäche*, 2004, S. 170.
[7] Georg Heinrichs im Gespräch mit dem Verfasser am 31.01.2010 in Berlin.
[8] Karl-Heinz Krüger, «Menschen im Experiment – Das Märkische Viertel und seine Bewohner», in: *Der Spiegel*, Heft 45, 1970, S. 218.
[9] Hans Christian Müller im Interview, in: *Jacob/Schäche*, 2004, S. 163.

BIGNESS

or the problem of large

by Rem Koolhaas, Small, Medium, Large, Extra-Large. Monacelli Press, New York, 1994

Beyond a certain scale, architecture acquires the properties of Bigness. The best reason to broach Bigness is the one given by climbers of Mount Everest: “because it is there.”; Bigness is ultimate architecture.
It seems incredible that the size of a building alone embodies an ideological program, independent of the will of its architects. Of all possible categories, Bigness does not seem to deserve a manifesto; discredited as an intellectual problem, it is apparently on its way to extinction - like the dinosaur-through clumsiness, slowness, inflexibility, difficulty. But in fact, only Bigness instigates the regime of complexity that mobilizes the full intelligence of architecture and its related fields.
One hundred years ago, a generation of conceptual breakthroughs and supporting technologies unleashed an architectural Big Bang. By randomizing circulation, short-circuiting distance, artificializing interiors, reducing mass, stretching dimensions, and accelerating construction, the elevator, electricity, air- conditioning, steel, and finally the new infrastructures form a cluster of mutations that induced another species of architecture. The combined effects of these inventions were structures taller and deeper-Bigger-than ever before conceive, with a parallel potential for the reorganization of the social world - a vastly richer programmation.

Theorems

Fuelled initially by the thoughtless energy of the purely quantitative, Bigness has been, for nearly a century, a condition almost without thinkers, a revolution without program. Delirious New York implied a latent “Theory of Bigness” based on five theorems.
1. Beyond a certain critical mass, a building becomes a Big Building. Such a mass can no longer be controlled by a single architectural gesture, or even by any combination of architectural gestures. This impossibility triggers the autonomy of its parts, but that is not the same as fragmentation: the parts remain committed to the whole.

2. The elevator - with its potential to establish mechanical rather than architectural connections-and its family of related inventions render null and void the classical repertoire of architecture. Issues of composition, scale, proportion, detail are now moot. The “art” of architecture is useless in Bigness.

3. In Bigness, the distance between core and envelope increases to the point where the facade can no longer reveal what happens inside. The humanist expectation of “honesty” is doomed: interior and exterior architectures become separate projects, one dealing with the instability of programmatic and iconographic needs, the other - agent of disinformation - offering the city the apparent stability of an object. Where architecture reveals, Bigness perplexes; Bigness transforms the city from a summation of certainties into an accumulation of mysteries. What you see-is no longer what you get.

4. Through size alone, such buildings enter an amoral domain, beyond good or bad. Their impact is independent of their quality.

5. Together, all these breaks - with scale, with architectural composition, with tradition, with transparen-

cy, with ethics - imply the final, most radical break: Bigness is no longer part of any urban tissue. It exists; at most, it coexists. its subtext is fuck context.

Modernization

In 1970s, Bigness seemed a phenomenon of and for (the) New World(s). But in the second half of the eighties, signs multiplied of a new wave of modernization that would engulf - in more or less camouflaged form - the Old World, provoking episodes of a new beginning even on the "finished" continent. Against the background of Europe, the shock of Bigness forced us to make what was implicit in Delirious New York explicit in our work.

Bigness became a double polemic, confronting earlier attempts at integration and concentration and contemporary doctrines that question the possibility of the Whole and the Real as viable categories and resign themselves to architecture's supposedly inevitable disassembly and dissolution.

Europeans had surpassed the threat of Bigness by theorizing it beyond the point of application. Their contribution had been the "gift" of the megastructure, a kind of all-embracing, all-enabling technical support that ultimately questioned the status of the individual building: a very safe Bigness, its true implications excluding implementation. Yona Friedman's urbanisme spatiale (1958) was emblematic: Bigness floats over Paris like a metallic blanket of clouds, promising unlimited but unfocused potential renewal of "everything," but never lands, never confronts, never claims its rightful place - criticism as decoration.

In 1972, Beaubourg Platonic Loft had proposed spaces where "anything" was possible. The resulting flexibility was unmasked as the imposition of a theoretical average at the expense of both character and precision - entity at the price of identity. Perversely, its sheer demonstrativeness precluded the genuine neutrality realized without effort in the American skyscraper.

So marked was the generation of May '68, my generation supremely intelligent, well informed, correctly traumatized by selected cataclysms, frank in its borrowings from other disciplines - by the failure of this and similar models of density and integration-by their systematic insensitivity to the particular-that it proposed two major defense lines: dismantlement and disappearance.

In the first, the world is decomposed into incompatible fractals of uniqueness, each a pretext for further disintegration of the whole: a paroxysm of fragmentation that turns the particular into a system. Behind this breakdown of program according to the smallest functional particles looms the perversely unconscious revenge of the old form-follows-function doctrine that drives the content of the project - behind fireworks of intellectual and formal sophistication - relentlessly toward the anticlimax of diagram, doubly disappointing since its aesthetic suggests the rich orchestration of chaos. In this landscape of dismemberment and phony disorder, each activity is put in its place.

The programmatic hybridizations/proximities/frictions/overlaps/superpositions that are possible in Bigness-in fact, the entire apparatus of montage - invented at the beginning of the century to organize relationships between independent parts - are being undone by one section of the present avant-garde in compositions of almost laughable pedantry and rigidity, behind apparent wildness.

The second strategy, disappearance, transcends the question of Bigness - of massive presence - through an extended engagement with simulation, virtuality, nonexistence. A patchwork of arguments scavenged since the sixties from American sociologists, ideologues, philosophers, French intellectuals, cybermystics, etc., suggests that architecture will be the first "solid that melts into air" through the combined effects of demographic trends, electronics, media, speed, the economy, leisure, the death of God, the book, the phone, the fax, affluence, democracy, the end of the Big Story...

Preempting architecture's actual disappearance, this avant-garde is experimenting with real or simulated virtuality, reclaiming, in the name of modesty, its former omnipotence in the world of virtual reality (where fascism may be pursued with impunity).

Maximum

Paradoxically, the Whole and the Real ceased to exist as possible enterprises for the architect exactly at the moment where the approaching end of the second millennium saw an all-out rush to reorganization, consolidation, expansion, a clamoring for megascale. Otherwise engaged, an entire profession was incapable, finally, of exploiting dramatic social and economic events that, if confronted, could restore its credibility.

The absence of a theory of Bigness - what is the maximum architecture can do - is architecture's most debilitating weakness. Without a theory of Bigness, architects are in the position of Frankenstein's creators: instigators of a partly successful experiment whose results are running amok and are therefore discredited. Because there is no theory of Bigness, we don't know what to do with it, we don't know where to put it, we don't know when to use it, we don't know how to plan it. Big mistakes are our only connection to Bigness. But in spite of its dumb name, Bigness is a theoretical domain at this fin de siècle: in a landscape of disarray, disassembly, dissociation, disclamation, the attraction of Bigness is its potential to reconstruct the whole, resurrect the real, reinvent the collective, reclaim maximum possibility.

Only through Bigness can architecture dissociate itself from the exhausted artistic/ideological movements of modernism and formalism to regain its instrumentality as vehicle of modernization. Bigness recognizes that architecture as we know it is in difficulty, but it does not overcompensate through regurgitations of even more architecture. It proposes a new economy in which no longer "all is architecture" but in which a strategic position is regained through retreat and concentration, yielding the rest of a contested territory to enemy forces.

Beginning

Bigness destroys, but it is also a new beginning. It can reassemble what it breaks. A paradox of Bigness is that in spite of the calculation that goes into its planning - in fact, through its very rigidities - it is the one architecture that engineers the unpredictable. Instead of enforcing coexistence Bigness depends on regimes of freedoms, the assembly of maximum difference.

Only Bigness can sustain a promiscuous proliferation of events in a single container. It develops strategies to organize both their independence and interdependence within a larger entity in a symbiosis that exacerbates rather than compromises specificity. Through contamination rather than purity and quantity rather than quality, only Bigness can support genuinely new relationships between functional entities that expand rather than limit their identities. The artificiality and complexity of Bigness release function

from its defensive armor to allow a kind of liquefaction; programmatic elements return with each other to create new events - Bigness returns to a model of programmatic alchemy.
At first sight, the activities amassed in the structure of Bigness demand to interact, but Bigness also keeps them apart. Like plutonium rods that, more or less immersed, dampen or promote nuclear reaction, Bigness regulates the intensities of programmatic coexistence.
Although Bigness is a blueprint for perpetual intensity, it also offers degrees of serenity and even blandness. It is simply impossible to animate its entire mass with intention. Its vastness exhausts architecture's compulsive need to decide and to determine. Zones will be left out, free from architecture.

Team

Bigness is where architecture becomes both most and least architectural: most because of the enormity of the object; least through the loss of autonomy -it becomes instrument of other forces, it depends. Bigness is impersonal: the architect is no longer condemned to stardom. Even as Bigness enters the stratosphere of architectural ambition - the pure chill of megalomania - it can be achieved only at the price of giving up control, of transmogrification. It implies a web of umbilical cords to other disciplines whose performance is as critical as the architect's: like mountain climbers tied together by lifesaving ropes, the makers of Bigness are a team (a word not mentioned in the last 40 years of architectural polemic).
Beyond signature, Bigness means surrender to technologies; to engineers, contractors, manufacturers; to politics; to others. It promises architecture a kind of post-heroic status - a realignment with neutrality.

Bastion

If Bigness transforms architecture, its accumulation generates a new kind of city. The exterior of the city is no longer a collective theater where "it" happens; there's no collective "it" left. The street has become residue, organizational device, mere segment of the continuous metropolitan plane where the remnants of the past face the equipments of the new in an uneasy standoff. Bigness can exist any where on that plane. Not only is Bigness incapable of establishing relationships with the classical city-at most, it coexists but in the quantity and complexity of the facilities it offers, it is itself urban.

Bigness no longer needs the city: it competes with the city; it represents the city; it preempts the city; or better still, it is the city. If urbanism generates potential and architecture exploits it, Bigness enlists the generosity of urbanism against the meanness of architecture. Bigness = urbanism vs. architecture.

Bigness, through its very independence of context, is the one architecture that can survive, even exploit, the now-global condition of the tabula rasa: it does not take its inspiration from givens too often squeezed for the last drop of meaning; it gravitates opportunistically to locations of maximum infrastructural promise; it is, finally, its own raison d'être. In spite of its size, it is modest.

Bigness is the last bastion of architecture - a contraction, a hyper-architecture. The containers of Bigness will be landmarks in a post-architectural landscape - a world scraped of architecture in the way Richter's paintings are scraped of paint: inflexible, immutable, definitive, forever there, generated through superhuman effort. Bigness surrenders the field to after-architecture.
Not all architecture, not all program, not all events will be swallowed by Bigness. There are many "needs" too unfocused, the weak, too unrespectable, too defiant, too secret, too subversive, too weak, too "nothing" to be part of the constellations of Bigness.

Bigness is the last bastion of architecture - a contraction, a hyper-architecture. The containers of Bigness will be landmarks in a post-architectural landscape - a world scraped of architecture in the way Richter's paintings are scraped of paint: inflexible, immutable, definitive, forever there, generated through superhuman effort. Bigness surrenders the field to after-architecture.

NICHT GANZ DICHT

Archithese 3. 2011

Die räumliche Entwicklungsstrategie der Stadt Zürich Eine Fahrt durch die Schweiz macht deutlich, dass die Schwerpunkte des im Januar 2011 publizierten Entwurfs für ein nationales Raumkonzept richtig sind, insbesondere hinsichtlich der Kanalisierung des Wachstums und der damit verbundenen Bautätigkeit. Viele Faktoren führen zu einem fortwährenden Druck auf die bestehenden Siedlungsstrukturen und Landschaftsräume: die robuste Wirtschaftslage, die gute Vernetzung, die politische Stabilität, die bevorzugte Lage mitten in Westeuropa, aber auch die gesellschaftlichen Veränderungen, die Individualisierung, die sich durch den stetig steigenden Flächenbedarf pro Person manifestiert, sowie die vielfältigen, ebenfalls wachsenden Nutzungsansprüche.

Text: Patrick Gmür

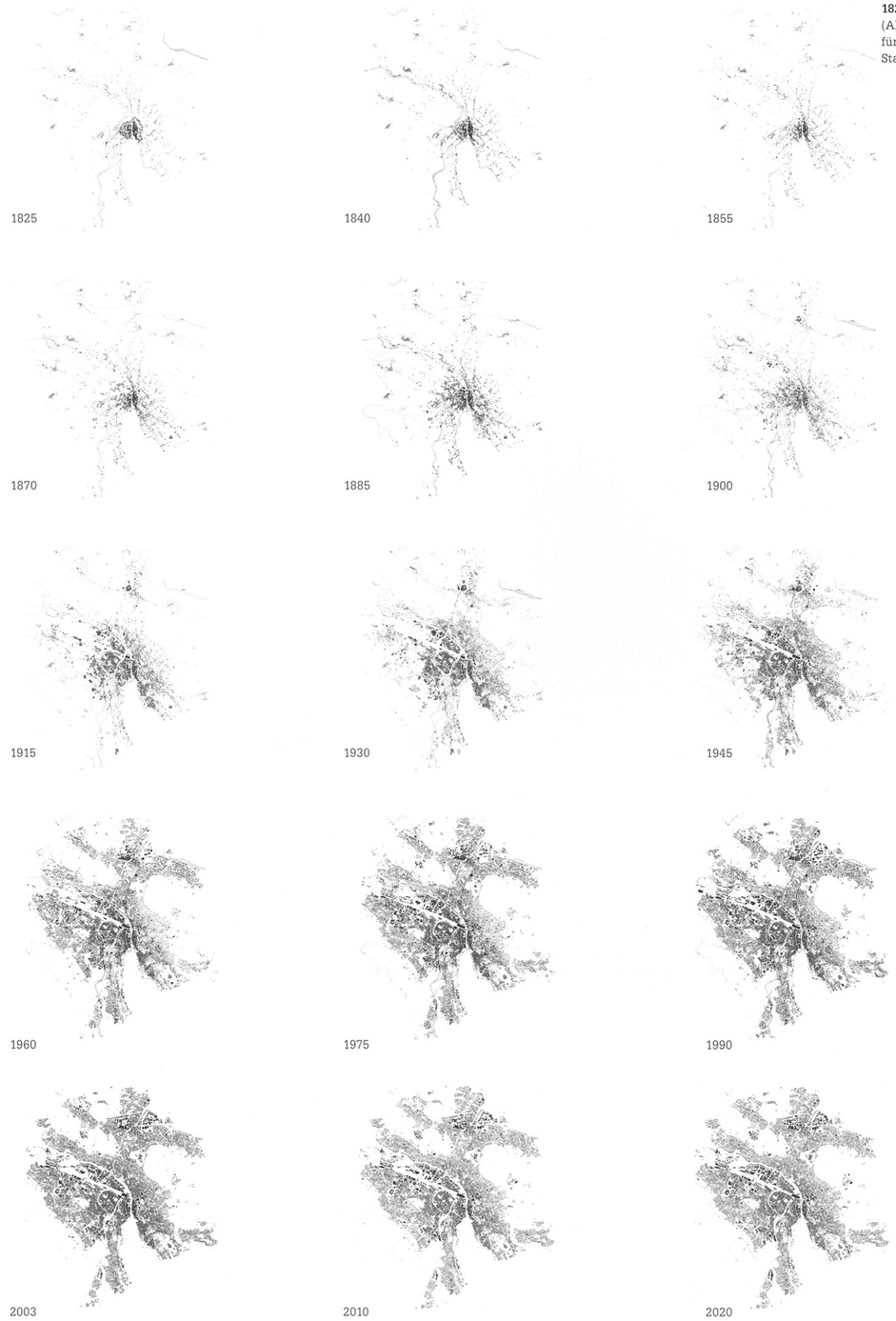
Die Schweiz gehört schon heute zu den besonders dicht besiedelten Staaten Europas. Aktuelle Zahlen deuten auf eine jährliche Zunahme von bis zu einhunderttausend Personen hin, die sich in der Schweiz niederlassen wollen. Das Postulat, bauliches Wachstum durch Verdichtung aufzufangen und nicht durch die Ausdehnung der Siedlungsflächen, bedingt einen äusserst haushälterischen Umgang mit unserem Boden. Das Bestreben der Grundeigentümer, ihre Grundstücke immer besser auszunützen, unterstützt diese Forderung.

Bauen an der Stadt

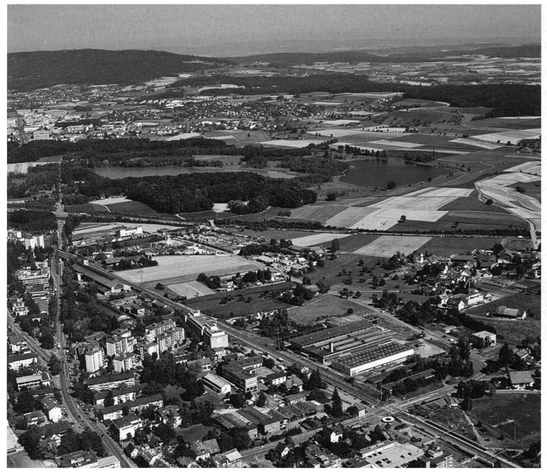
Die Verdichtung nach innen wird auch für Zürich als Lösungsansatz genannt. Der Stadtumbau als «Überformung» und Verdichtung des bestehenden Stadtkörpers ist allerdings – wie Schwarzpläne der Stadt beweisen – seit Langem im Gange.

Die immer wieder zitierte Aussage «Zürich ist gebaut» bezog sich auf die Tatsache, dass die Verdichtung Zürichs nur innerhalb des schon gebauten Stadtkörpers möglich ist. In den vergangenen 15 Jahren lag der Schwerpunkt auf der Umnutzung nicht mehr gebrauchter Industriebrachen in neue Stadtteile und Siedlungen. Neu-Oerlikon, Sihlcity oder Zürich-West sind Beispiele für diese Transformationen. Aber auch kleinere Brachen wie die «Wöschi» in Zürich-Wollishofen oder das LUWA-Areal in Zürich-Albisrieden wurden mit neuen Siedlungsformen über- oder umgebaut. Im Zusammenspiel von Alt und Neu entstanden wiedererkennbare Bauten mit örtlich spezifischer Individualität. Obwohl sie sich neu orientieren, stehen die Wöschi oder auch die Überbauung James für einen Stadtumbau innerhalb der über Jahrzehnte gewachsenen Strukturen.

Die Attraktivität Zürichs, der Erneuerungsdruck sowie die Forderungen und Vorgaben des nachhaltigen Bauens führen heute zu einer intensiven Planungs- und Bautätigkeit auf dem gesamten Stadtgebiet. Unter dem Begriff Ersatzneubauten werden seit Jahren immer wieder in die Jahre gekommene Siedlungen abgebrochen und die frei gewordenen Parzellen neu überbaut.



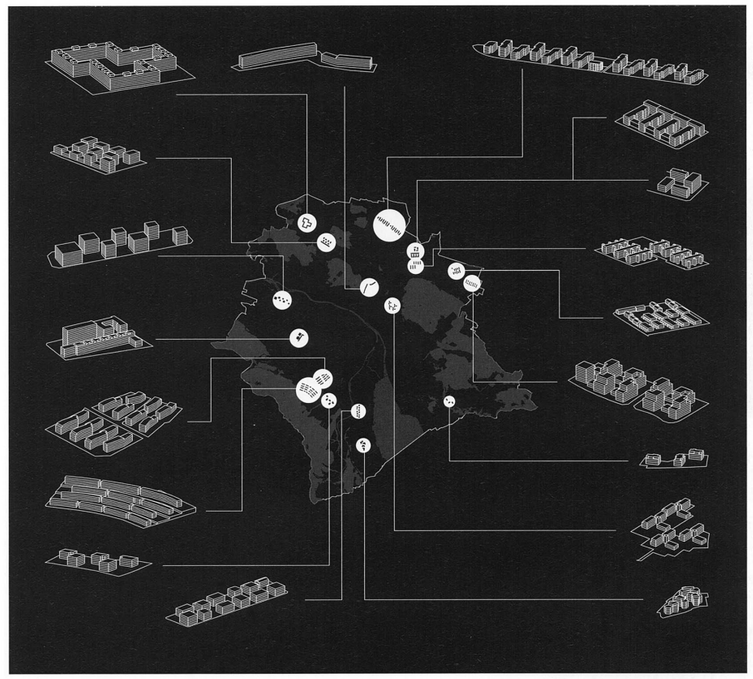
1 **Schwarzpläne der Stadt Zürich von 1825 bis 2020** (Abbildungen: Amt für Städtebau der Stadt Zürich)



2 Verdichtung und Stadterweiterung Neu-Affoltern, Luftbilder 2003, 2007, 2010

Diesen Überbauungen und Projekten ist gemeinsam, dass sie in Wettbewerben oder Studienaufträgen erarbeitet und zur Ausführung empfohlen wurden. In einem vergleichenden Konkurrenzverfahren wird unter mehreren Architektur- oder Planungsbüros der für den Ort und die Bauträgerschaft attraktivste Vorschlag diskutiert und dank der Vergleichsmöglichkeit der geeignetste der unterschiedlichen Entwürfe ausgewählt. Die bewährten Beurteilungskriterien zu Städtebau, Architektur, Aussenraum, Umgebungsgestaltung, Funktionalität, Wirtschaftlichkeit sowie Nachhaltigkeit garantieren, dass jeder Wettbewerb oder Studienauftrag von unterschiedlichen Juroren mit gleichen Massstäben bewertet wird. Dies stellt den gesamtheitlichen Qualitätsanspruch sicher.

Interessant ist, dass bei allen Beispielen die ursprünglichen Aussenräume der alten Siedlungen Grundlage für die neuen Siedlungsstrukturen sind. Der Vergleich zwischen den vorhandenen und den neuen Wohnungsgrundrissplänen offenbart den grossen zusätzlichen Flächenbedarf und zeigt die sich stetig veränderten Wohnbedürfnisse. Neben



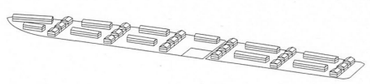
3 Stadtplan Zürich mit Standorten von Ersatzneubauten

den neuen Wohnflächen wird auch der Wohnungsspiegel angepasst und die totale Anzahl der Wohnungen erhöht. Dies führt zu einer neuen Dichte. Massige und dickere Gebäudevolumen und die Erhöhung der Geschosszahlen sind das Resultat, weshalb sich selbstverständlich auch die Aussenräume verändern. Trotzdem gelingt es, die neuen Siedlungen mit den gewachsenen und benachbarten Quartiersstrukturen zu vernetzen und zu verbinden.

Keines der Beispiele erreicht die nach der heute gültigen Bau- und Zonenordnung maximal mögliche Ausnutzung. Auch bei Arealüberbauungen, die eine massive Erhöhung der Dichte erlauben, werden die Reserven selten voll ausgeschöpft. Wie der Projektvergleich im Wettbewerb zeigt, generiert nicht die maximal mögliche Ausnutzung den grössten Ertrag – vielmehr sind verschiedene Kriterien voneinander abhängig. Wesentlich sind etwa die städtebauliche Konzeption, die volumetrische Einpassung in den Kontext, die Qualität der Aussenräume und die Durchgrünung, die Vernetzung und räumliche Verbindung zu den unmittelbaren Nachbarschaften sowie der Gebrauchswert der Gesamtanlage. Weitere Faktoren sind der architektonische Ausdruck und die Funktionalität der Wohnungen in Bezug auf den Grundriss selbst sowie die interne Erschliessung mit den Hauseingängen und den Nebenräumen, die langfristige und konkurrenzfähige Vermietbarkeit. Zu beachten sind auch die Gesamtqualität der Siedlung, die Adressbildung, die Massstäblichkeit, der Umgang mit dem Aussenraum, der wirtschaftliche Ertrag, die Forderung des nachhaltigen Bauens sowie die gesetzlichen Vorgaben. Die Komplexität all dieser Themen widerspricht einer maximal möglichen Dichte.

Topografie und Stadtstruktur

Bedingt durch die gegebene Topografie zeigt die städtebauliche Analyse der Stadt Zürich unterschiedliche Siedlungs- und Quartiersstrukturen. Die mittelalterliche Stadt und ihre Blockrandbebauungen sowie die durch den See, Sihl und Limmat bestimmte Ebene prägen den kompakten Stadtkörper. Die südorientierten und daher privilegierten Hanglagen

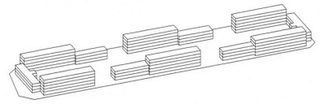


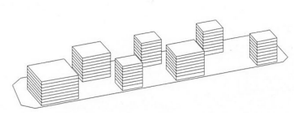
Siedlung Katzenbach (Baugenossenschaft Glattal)

Alte Siedlung
(Sauter und Dirler, 1944/1945)
- 2 Geschosse
- 105 Wohneinheiten
- 10 350 m² Geschossfläche
- 38% Ausnützung

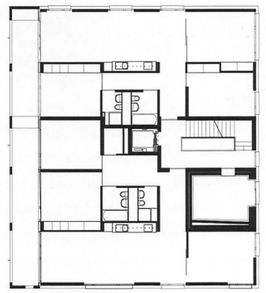
Ersatzneubau
(Zita Cotti, 2007–2009)
- 4–5 Geschosse
- 222 Wohneinheiten (+117)
- 28 500 m² Geschossfläche (+18 100 m²)
- 110% Ausnützung (+72 %)

4





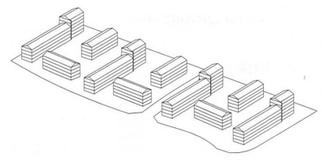
5

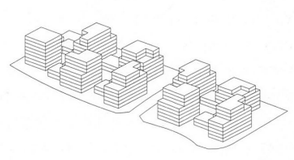


Siedlung Werdwies (Stadt Zürich)

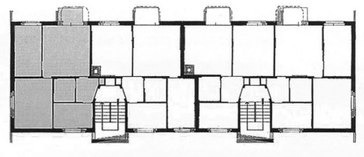
Alte Siedlung
(Sauter und Dirler, 1959)
- 3–5 Geschosse
- 267 Wohneinheiten
- 14 000 m² Geschossfläche
- 91% Ausnützung

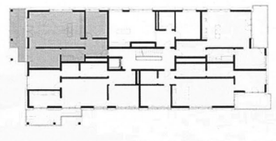
Ersatzneubau
(Adrian Streich, 2006/2007)
- 8 Geschosse
- 152 Wohneinheiten (-125)
- 20 000 m² Geschossfläche (+6000 m²)
- 130% Ausnützung (+39%)





6





Siedlung Altwiesen-Heerenschürli (Immosip AG)

Alte Siedlung
(Sauter und Dirler, 1953–1955)
- 3–5 Geschosse
- 200 Wohneinheiten
- 12 760 m² Geschossfläche
- 69% Ausnützung

Ersatzneubau
(Gmür & Gschwentner, 2011–2017)
- 7–8 Geschosse
- 292 Wohneinheiten (+92)
- 23 680 m² Geschossfläche (+10 920 m²)
- 129% Ausnützung (+60%)

4–6 **Siedlungen Katzenbach, Werdwies und Altwiesen-Heerenschürli: Vergleiche alte Siedlungen und Ersatzneubauten – Isometrien, Fotos, Grundrisse, Kennziffern**

werden einerseits durch die massigen Bauten der ETH, der Universität und des Spitals dominiert, andererseits bestimmen im unteren Teil grossmassstäbliche und in höheren Lagen kleinteilige Einzelbebauungen das Quartierbild. Der Hangfuss des Üetlibergs zeichnet sich durch die Zeilenbauten des letzten Jahrhunderts aus. Ein durchgrünter Stadtkörper ist das Resultat dieser Siedlungsstrukturen.

Die städtebaulichen Ideen der Gartenstadt waren Grundlage für die grossflächigen Planungen in Seebach und Schwamendingen. Erhaltene dörfliche Strukturen charakterisieren noch heute die alten Kerne in Witikon, Unteraffoltern sowie Albisrieden. Diese differenzierten, durch die Topografie bestimmten Quartiere zeichnen den Stadtplan von Zürich aus. Eine der Hauptstärken der Stadt ist diese räumliche Vielfalt: Jedes Quartier kann für jeden Einwohner und jede Einwohnerin eine persönliche, individuelle Heimat sein.

Das zukünftige Bild der Stadt soll aus einer präzisen Analyse der Stadt entwickelt werden. Der bestehenden Morphologie der Stadt kommt dabei eine wesentliche Bedeutung zu. Zusätzlich können inventarisierte und geschützte Bauten zu strategischen Merkpunkten der Stadterneuerung werden. Als Träger und Verkörperung einer vergangenen Baukultur liefern sie wesentliche Impulse für den Stadtumbau, aber auch für die einzelnen neuen Architekturen. In der Verdichtung von Alt und Neu werden spezifische Quartiercharakteristika erhalten und im besten Fall gestärkt.

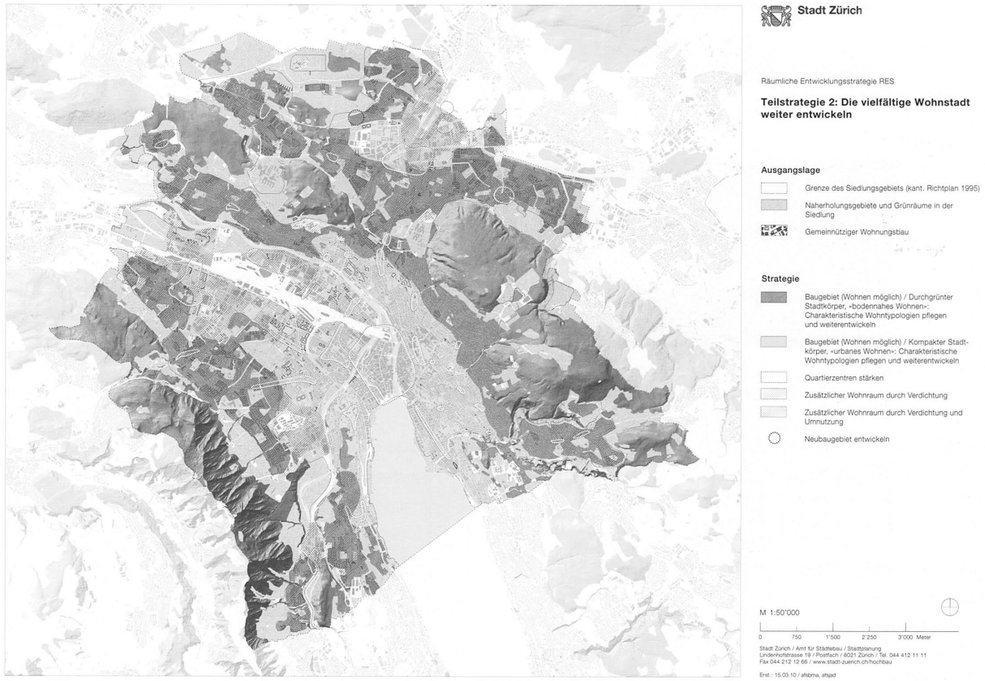
Die gezeigten Beispiele folgen mehr oder weniger der Strategie des Weiterbauens. Die Ersatzneubauten fügen sich in die bestehenden Stadtstrukturen ein. Aus «Zürich ist gebaut» wurde «Zürich wird gebaut». Die anhaltende intensive Bautätigkeit bringt aber neue, zusätzliche Anforderungen an das Stadtbild mit sich. «Die Kunst, Zürich zu bleiben» könnte ein neuer Leitsatz sein.

Politik und Stadtplanung

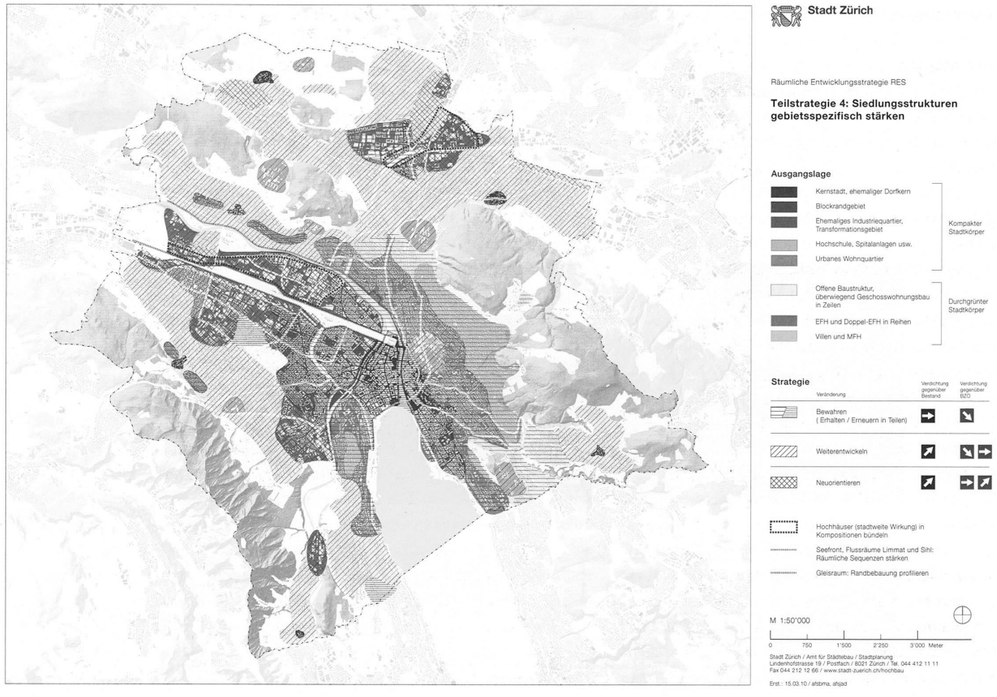
Eine erfolgreiche Stadtplanung braucht heute unbedingt die Unterstützung der Politik. «Wovon leben wir heute und morgen? Wie leben wir? Wie organisieren wir uns?» Anhand dieser drei zentralen und gleichzeitig sehr einfachen Fragen hat der Zürcher Stadtrat bereits Anfang 2007 bis heute unter dem Titel «Strategien Zürich 2025» Ziele und Handlungsfelder für die Entwicklung Zürichs erarbeitet. Absicht ist, die national und international anerkannten Qualitäten der Stadt auch zukünftig zu sichern. Die wettbewerbsfähige Wirtschaft sowie die hohe Lebensqualität sollen langfristig erhalten bleiben. Im Zentrum steht die Vision von Zürich als nachhaltige Metropole. Dieses Ziel wird durch die Verankerung der 2000-Watt-Gesellschaft in der Gemeindeordnung der Stadt Zürich umfassend gestärkt.

Die räumliche Entwicklungsstrategie

Die räumliche Entwicklungsstrategie (RES) konkretisiert diese Vision bis ins Jahr 2025 räumlich. Das Amt für Städtebau hat die RES gemeinsam mit Dienstabteilungen anderer Departemente und externen Fachleuten im Rahmen der Legislaturschwerpunkte 2006 bis 2010 erarbeitet. Die Strategie



7



8

betrifft die Nutzungsarten und -intensitäten, das Stadt- und Landschaftsbild, das Freiraumangebot, die Bautypologie, die Mobilitätsangebote sowie die Gestaltung und Funktionalität der öffentlichen Räume.

Die räumliche Entwicklungsstrategie definiert fünf Erfolgspositionen:
- Vielfältige Durchmischung
- Effiziente Vernetzung
- Diskrete Urbanität
- Erlebbare Offenheit
- Ausgezeichnete Lage- und Umweltqualität

Diese Werte und Stärken sollen Zürich in seiner Kompaktheit auch künftig auszeichnen und von anderen Städten unterscheiden. Kaum eine andere Stadt kann eine solche Kombination von kurzen Wegen, vielfältigen Nachbarschaften und engen Verflechtungen vorweisen. Die Durchmischung von Wohnen, Wirtschaft, Bildung, Forschung und Kultur auf kleinem Raum charakterisiert die Stadt und ermöglicht zugleich vielfältige Beziehungen. Die räumliche Nähe erlaubt den spontanen und persönlichen Wissensaustausch. Diese Faktoren unterstützen die Innovationsfähigkeit und Standortattraktivität Zürichs. Die grosse Vielfalt und die kleinräumige Durchmischung sind einmalige Qualitäten, die sorgfältig kultiviert werden müssen.

Acht Teilstrategien

Die RES, im März 2010 vom Stadtrat behördenverbindlich genehmigt, definiert acht Teilstrategien, mit denen die genannten Erfolgspositionen auch künftig gesichert und gestärkt werden sollen:

- Raum für den Wirtschafts- und Wissensstandort gewährleisten
- Die vielfältige Wohnstadt weiterentwickeln
- Räume für Erholung, Freizeit und Kultur anbieten
- Siedlungsstrukturen gebietsspezifisch stärken
- Landschaftsräume erhalten und aufwerten
- Die Attraktivität des öffentlichen Raums erhöhen
- Die Mobilität stadtverträglich ermöglichen
- Stadt und Region gemeinsam gestalten

Diese Teilstrategien geben Antworten auf die Handlungsfelder Nutzung, bauliche Dichte und Stadtbild.

Die Teilstrategie «Die vielfältige Wohnstadt weiterentwickeln» gibt vor, wie sich die Stadt Zürich in den definierten Bauzonen verändern kann. Ein Blick auf den gültigen Zonenplan zeigt, dass fast achtzig Prozent des Siedlungsgebiets mit Wohnnutzungen belegt sind. Von diesem Siedlungsgebiet sind wiederum drei Viertel für geringe bis mittlere Dichten (W2 und W3) zoniert. Die Teilstrategie «Siedlungsstrukturen gebietsspezifisch stärken» setzt sich mit dem Stadtbild auseinander. Mit der Absicht, die heutige Attraktivität Zürichs weiterzuentwickeln und gleichzeitig zu stärken, liefert sie Antworten auf den anhaltenden Erneuerungs- und Neubaudruck. Die städtebauliche Struktur setzt sich aus unterschiedlichsten räumlichen Einheiten zusammen. Vereinfacht besteht die Stadt aus zwei charakteristischen Teilen. Der «urbane kompakte Baukörper» bezieht sich mit seinen Gebäudetypologien auf den Strassenraum, während sich der «durchgrünte Stadtkörper» durch eine weniger dichte und vom Strassenraum losgelöste Anordnung der Gebäude auszeichnet.

Gerade die Hanglagen machen Zürich zur durchgrünten Stadt. Daher sind die Neubauten in diesen Gebieten sorgfältig aus den bestehenden Strukturen zu entwickeln. Eine massive Erhöhung der Dichte widerspricht den aussenräumlichen Qualitäten dieser Stadtgebiete. So bietet sich eine wirkliche Verdichtung der Stadt vor allem in den Ebenen an. Zürich-West, das Letzigebiet, Neu-Oerlikon sowie Leutschenbach lassen sich gemäss der Teilstrategie auch im Sinne einer Neuorientierung verdichten. Für diese Gebiete sind neue Stadtbilder zu entwickeln – wobei eine Verdichtung nur erfolgreich umgesetzt werden kann, wenn gleichzeitig zusätzliche quartiernahe Frei- und Grünflächen gesichert werden können. Nur mit neuen Parkanlagen und attraktiven Strassenräumen kann in verdichteten Gebieten die hohe Wohn- und Lebensqualität erhalten bleiben.

Hochhäuser sind in den sich dynamisch entwickelnden Stadteilen mit hoher Dichte und grossmassstäblichen Volumina denkbar. Wegen der hohen gesetzlich definierten Anforderungen sowie durch die immensen Baukosten ist deren Wirtschaftlichkeit nicht immer gegeben. Trotzdem ist eine Konzentration in Hochhauskompositionen in den entsprechenden Gebieten erwünscht, insbesondere im Hinblick auf die Mobilitätsansprüche der Gesellschaft. Da die Infrastrukturbauten ihre Leistungsgrenzen erreichen, sind betreffend Mobilität dringend neue Lösungsansätze gefragt.

Die räumliche Entwicklungsstrategie gibt Antworten auf die politische Vision, wie sich Zürich in den kommenden Jahren entwickeln soll. Gleichzeitig verändert sich die Stadtplanung stetig. Derzeit stehen Forderungen nach einer Verdichtung der Stadt im Vordergrund. Fragen zur Mobilität sind dabei ebenso prioritär zu behandeln wie die Forderung nach einer durchmischten Bevölkerung. Eine Stadt muss Lebensraum für grosse und kleine Einkommen, für verschiedene Kulturen, für Jung und Alt, für Kranke und Gesunde anbieten, kurz: für alle. Nur wenn dies gelingt, kann sie ihre hohe Attraktivität beibehalten. Quantität und Qualität müssen deshalb in der Stadtentwicklung untrennbar miteinander verbunden sein.

Autor: Patrick Gmür ist Architekt und seit 2009 Leiter des Amtes für Städtebau der Stadt Zürich.

7 **Räumliche Entwicklungsstrategie Zürich, Teilstrategie 2: «Die vielfältige Wohnstadt weiterentwickeln»**

8 **Räumliche Entwicklungsstrategie Zürich, Teilstrategie 4: «Siedlungsstrukturen gebietsspezifisch stärken»**

MEHR ALS WOHNEN

Auf der Suche nach dem neuen Zürich

**Michael Koch und Daniel Kurz, Finanz- u. Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hrsg.):
Mehr als Wohnen, Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907-2007, GTA Verlag, Zürich 2007**

Suche und Ideal

Mehr als Wohnen: Die Siedlungen des gemeinnützigen Wohnungsbaus in der Stadt Zürich dokumentieren die jahrzehntelange und fortwährende Suche nach der sozialen und lebenswerten Stadt. Sie prägen ganze Quartiere und bieten einen Kosmos von Interpretationen städtischen Wohnens. Damit leisten diese städtischen oder genossenschaftlichen Siedlungen einen charakteristischen Beitrag zur Struktur und zum Stadtbild von Zürich.

Die Förderung von Wohnungsbau durch das Gemeinwesen war einerseits ein Beitrag zur Stadtentwicklung – andererseits immer auch Kritik an der existierenden Stadt, an unzureichenden Wohnverhältnissen und an der Herausbildung grossstädtischer Verhältnisse. Sie war und ist damit gleichsam ein politischer Kommentar zu den Lebensbedingungen in der zeitgenössischen Stadt und eine Aufforderung, eine bessere Stadt zu bauen. So dokumentieren die seit 100 Jahren geförderten Wohnbauten und Siedlungen den Wandel der Vorstellungen über die richtige oder ‹gute› Stadt.

Eigentlich begann die Suche nach Alternativen zum wildwüchsigen Grossstadtwachstum schon im 19. Jahrhundert. Als Folge von bürgerlicher und industrieller Revolution wuchsen die Städte in sehr kurzer Zeit um ein Mehrfaches. Sie waren für Tausende von neu Zugewanderten ein Ort der Freiheit und neuer Möglichkeiten, zugleich aber auch ein Ort der Not. Friedrich Engels' «Lage der arbeitenden Klasse in England»[1] beschrieb schon früh die elenden Lebensbedingungen am Rande der schnell gewachsenen Industriestädte. Philanthropische Unternehmer und gemeinnützige Vereine bauten Wohnungen und kleine Siedlungen für benachteiligte Schichten. Die utopischen Sozialisten ersannen Visionen von neuen Städten für neue Gesellschafts- und Lebensformen. Der Ingenieur-Städtebau des 19. Jahrhunderts brachte zwar Ordnung ins chaotische Wachstum und versorgte auch die Wohnviertel der Arbeiter mit Wasser und Kanalisation. Trotzdem blieb das Wohnungselend bestehen: Die Löhne arbeitender Familien reichten nicht aus für ein würdiges Wohnen. Vielköpfige Familien teilten sich viel zu enge Wohnungen mit Untermietern und sogenannten Schlafgängern.

Die Schweiz war zwar wegen der dezentral verlaufenen Industrialisierung weniger stark von Verstädterungs- und Verslumungsprozessen betroffen. Im Raum Zürich erreichten diese Entwicklungen aber flächenmässig durchaus beachtliche Dimensionen und in manchen Stadtteilen entstand eine hohe bauliche Dichte. Erst mit den Ballonflügen Eduard Spelterinis und seinen Luftaufnahmen konnte in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts das Ausmass dieses Wucherns der Stadt in die Landschaft anschaulich werden. Dieses neue Bild der Stadt ergänzte sich mit den Beschreibungen des Wohnungselends. Es erzeugte Schrecken und rief nach einem neuen Verständnis der Stadt.

Zwei Ideale prägten direkt oder indirekt jahrzehntelang den Wohnungsbau von Stadt und Genossenschaften: Die Kleinfamilie und das Einfamilienhaus. Die dichte Stadt der Mietskasernen und das enge Zusammenwohnen familienfremder Menschen waren die Missstände, gegen die der gemeinnützige Wohnungsbau antrat. Stattdessen propagierte er den Bau kleiner Wohnungen, in denen die Privatsphäre besser gewahrt werden sollte. Aus demselben Grund war das Einfamilienhaus von Anbeginn Fernziel aller genossenschaftlichen Tätigkeit. Es liess sich zwar selten realisieren, prägte aber viele Ausformulierungen des gemeinnützigen Mehrfamilienhauses. Der Wunsch nach einem ‹Wohnen wie im Einfamilienhaus› führte zu separaten Wohnungseingängen, weniger Wohnungen pro Haus, differenzierten Grundrissen und privaten Garten- oder Freiräumen und zur Inszenierung des Ausblicks in die Landschaft. Diese Affinität zum Wohnen mit Garten und mit starkem Bezug zur Landschaft hat in der Schweiz ganz spezifische Ursachen. So war der Arbeiterbauer bis weit ins 20. Jahrhundert eine charakteristische Existenzform in der dezentral industrialisierten Schweiz. Und bäuerliche Wohnformen wurden häufig als spezifisch schweizerische Form des Arbeiterwohnens vorgeschlagen.[2]

Die Idee der Gartenstadtbewegung fiel in der Schweiz auf fruchtbaren Boden, denn sie entsprach dem ländlich-bäuerlich orientierten Selbstbild der Schweiz. Der sozialistische Pfarrer und Politiker Paul Pflüger postulierte schon 1909 «eine Vermählung der städtischen und der ländlichen Kultur, eine Vereinigung der Vorzüge städtischer Lebensweise mit den Vorzügen des Landlebens (…). An Stelle der Mietskaserne muss die ‹offene Bebauung› treten. Die ‹offene Bebauung› soll nicht die Ausnahme, sondern die Regel bilden, nicht bloss für Villenquartiere, sondern auch für die Arbeiterviertel. Das Einfamilienhaus ist zweifellos das Ideal einer menschlichen Wohnung.»[3]

Auch die Bestrebungen der Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden Natur- und Heimatschutzbewegung beeinflussten die Auseinandersetzungen um die adäquate Stadtform für die Schweiz. Hier wurde das Bild der Schweiz als vielgestaltiges Land der kleinen Städte und Dörfer inmitten einer überwältigenden Landschaft gepflegt und weiterentwickelt. Diese Stimmungslage kam im ‹Village Suisse› der Landesausstellung 1896 in Genf zum Ausdruck und setzte sich in den ‹Dörfli› der Landesausstellungen von 1914 und 1939 fort.

Auch die schweizerische Raumplanung legitimierte sich von Anfang an primär aus dem Schutz der Landschaft und der Zügelung des Stadtwachstums heraus und postulierte die Nähe neuer Siedlungen zur Landschaft.[4] 1918 stellten die Gebrüder Bräm ihren Beitrag zum Wettbewerb Gross Zürich (1915–1918) unter das Motto: «Es ist eine der vornehmsten Aufgaben des Städtebauers, den Städter in die Natur zurückzuführen.»

Der gemeinnützige Wohnungsbau in der Stadt Zürich schuf nur wenige Bauten, die man als Bekenntnisse zur Grossstadt interpretieren kann. Überhaupt ist dieser Wohnungsbau weniger spektakulär als derjenige anderer Städte, wie zum Beispiel Wien, Berlin oder Frankfurt. Er gibt jedoch in seiner grossen Vielfalt ein lebendiges Abbild der schweizerischen Lebensweise.

Im gemeinnützigen Wohnungsbau ging und geht es um mehr als um das Wohnen. Es ging im weitesten Sinne um Stadt- und auch Gesellschaftsbau. Dabei wurden die sozialen und politischen Absichten in den architektonischen Formen und städtebaulichen Strukturen des gemeinnützigen Wohnungsbaus mal mehr, mal weniger explizit gemacht. Zudem durchdringen sich unterschied-

1
Friedrich Engels, *Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1844)*, Berlin 1932.

2
Jan Capol, *Die Sehnsucht nach Harmonie. Eine semiotische und mentalitätsgeschichtliche Interpretation der Fassadenbilder der Zürcher Baugenossenschaften*, Zürich 2000.

3
Paul Pflüger, *Die Wohnungsfrage in ethischer und kultureller Beziehung*, Zürich 1909.

4
Michael Koch, *Städtebau in der Schweiz 1800–1990, Entwicklungslinien, Einflüsse und Stationen*, Zürich 1992.

lichste Motive und Annahmen über Ausdruck und Wirkung von Architektur. Und diese verändern sich auch über die Zeit oder werden unterschiedlich gewichtet. Folgende Postulate spielen dabei eine Rolle: Wohnungsbau als Therapie, Wohnungsbau als Gesellschaftsbau, Wohnungsbau als Städtebau, Wohnungsbau als Landschaftsbau und Wohnungsbau als Verortung.

Aufbruch 1906–1907

Mit dem Beschluss, durch den Bau städtischer Wohnhäuser aktiv in den Wohnungsmarkt einzugreifen, reagierte der Zürcher Stadtrat 1906 auf eine akute Mangellage. Er nahm damit Bemühungen aus den Neunzigerjahren des 19. Jahrhunderts wieder auf, die eine umfassende Sozialstatistik der Wohnverhältnisse, aber kaum praktische Massnahmen gezeitigt hatten.[5] Inzwischen hatte sich die Situation zugespitzt: Innert kürzester Zeit war der Zürcher Wohnungsmarkt vollkommen ausgetrocknet. Im Dezember 1902 hatte man 1 547 Leerwohnungen gezählt, Ende 1905 waren es nur noch 81 und die durchschnittliche Miete einer freien 3-Zimmerwohnung stieg von 149 auf 243 Franken.[6] «Unter der Wohnungsnot», schrieb der Stadtrat, «leiden direkt oder indirekt sämtliche Bevölkerungsklassen, vor allem aber die Klassen mit niedrigen Einkommen, die Lohnarbeiter.» Erhebungen hatten gezeigt, dass sie für ihre engen und schlechten Wohnungen pro Kubikmeter die höchsten Mietpreise der Stadt zahlten, «auf Kosten anderer notwendiger Bedürfnisse, vor allem unter Verzichtleistung auf die Befriedigung von Kulturbedürfnissen», wie der Stadtrat ausführte.[7] Da die meisten Arbeiterfamilien ihre Wohnung mit nicht zur Kernfamilie gehörenden Untermietern teilten, konnte sich ein familiäres Privatleben im bürgerlichen Sinn kaum entwickeln. Die Betroffenen wehrten sich auf politischem Weg für die Verbesserung ihrer Lebenssituation. Seit 1891 bestand ein Mieterverein, der 1893 die Initiative zum Bau der ersten gemeinnützigen Mietergenossenschaft ergriff.[8] Die Arbeiterbewegung erlebte in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ein stürmisches Wachstum, die Gewerkschaften radikalisierten sich. In den Jahren ab 1904 setzte eine Welle von Streiks ein und die sozialdemokratische Partei wuchs zu einem bestimmenden Faktor der städtischen Politik heran.

Vor diesem sozialen und politischen Hintergrund ist der Beginn der Zürcher Wohnungspolitik zu lesen. Sie war als Instrument der Integration gedacht, als ein Versuch, der sozialen Spaltung der Stadtbevölkerung entgegenzuwirken. Dass ein freisinniger Stadtrat und zwei Sozialdemokraten (Finanzvorstand Robert Billeter, Gesundheitsvorstand Friedrich Erismann und Bauvorstand Heinrich Wyss) 1905 die vorbereitende Kommission für die Wohnbauförderung bildeten, illustriert die breite politische Allianz, die seit 100 Jahren den gemeinnützigen Wohnungsbau in Zürich trägt. Die Kommission nannte 1906 denn auch zwei Zielgruppen des geförderten Wohnungsbaus: Die Arbeiterschaft und «die sogenannte gebildete Mittelklasse, welche bei relativ bescheidenem Einkommen doch ein gewisses Mass von Kulturbedürfnissen hat».[9]

Das 1906 formulierte Programm der Zürcher Wohnbauförderung beruhte auf drei Pfeilern: Vorausschauender Erwerb von Baulandreserven, kommunaler Wohnungsbau und Förderung privat gegründeter, gemeinnütziger Baugenossenschaften. Mit der Volksabstimmung über den Bau der «städtischen Wohnhäuser im Industriequartier»[10] erhielt diese Politik im Sommer 1907 ihre politische Legitimation. Gleichzeitig begannen städtische Bodenkäufer mit dem Erwerb von künftigem Bauland für den Wohnungsbau. Im Sommer 1907 kam so das gesamte Lettenplateau in städtischen Besitz, nach dem 1. Weltkrieg entstand dort ein genossenschaftliches Wohnquartier. Als erste private Bauträgerschaft profitierte 1909 die Genossenschaft zur Beschaffung billiger Wohnungen, die heutige Berowisa, von städtischem Bauland und Kredithilfen zum Bau ihrer Siedlung in Wiedikon (V 1). 1910 wurden die Grundsätze der Wohnbauförderung erstmals in einem Reglement niedergelegt.

5 Statistisches Amt der Stadt Zürich, *Die Wohnungs- und Grundstückserhebung in der Stadt Zürich im Oktober/November 1896*, Zürich 1907.

6 *Protokoll des Stadtrats von Zürich, Weisung 1072*, 21. Juli 1906.

7 *Protokoll des Stadtrats von Zürich, Weisung 1072*, 21. Juli 1906.

8 Zürcher Bau- und Wohngenossenschaft 1893–1993, Zürich 1993.

9 *Protokoll des Stadtrats von Zürich, Weisung 1072*, 21. Juli 1906.

10 Von Siedlungen oder Kolonien war erst nach 1918 die Rede.

↗ Aussersihl in einer Ballonaufnahme von Eduard Spelterini 1903. Das Luftbild enthüllt die Dichte und Endlosigkeit der Grossstadt. Der gemeinnützige Wohnungsbau suchte dazu Alternativen
Foto: BAZ

→ Die städtische Siedlung Riedtli (Stadtbaumeister Friedrich Wilhelm Fissler). Individualisierende Architektur und sorgfältig gefasste Aussenräume. Das abgebildete Modell wurde an Städtebauausstellungen in Zürich, Bern, Düsseldorf, Berlin und London ausgestellt
Modellfoto: 1910, BAZ

Zeichensetzungen 1908–1920

Das Pionierwerk, die städtische Siedlung Limmat I (VIII 1) setzte sich deutlich von der als eintönig und grau empfundenen Mietskasernenumgebung des Industriequartiers ab. Die reiche Fassadengestaltung adelte die Wohnungen einfacher Leute. Die bewegte Dachlandschaft, der Farbwechsel und eine reichhaltige Fassadendetaillierung betonten die Zusammengehörigkeit ebenso wie die Individualität der Häuser und Wohnungen: Ein bildhafter Ausdruck der gesellschaftlichen Integration der Arbeiterschaft mit bürgerlicher Perspektive.

«Für Licht, Luft und freie, frohe Aussicht wurde gesorgt, soweit es nur möglich war», schrieb die Fachpresse. «Die drei Höfe sind weite, sonnige Spielplätze, die man reichlich mit Bäumen bepflanzt hat.»[11] Nicht Gewerbebauten und Zäune unterteilten Hinterhöfe wie sonst üblich, sondern wirkliche Spiel- und Freizeiträume luden zum Aufenthalt. Auch in den Strassen zogen mit Bäumen und Vorgärten Landschaftselemente in die Stadt der Arbeiter ein. Die Gliederung der Wohnungen folgte dem Sonnenlauf: Soweit als möglich wurden Wohn- und Schlafzimmer nach Süden und Osten ausgerichtet. Elf Wohnungstypen unterschiedlicher Grösse trugen zur sozialen Durchmischung, zum «Nebeneinanderwohnen verschiedener Bevölkerungselemente» bei, man wollte die negative Ausstrahlung «eines ausschliesslichen Arbeiterviertels» vermeiden.[12] Aus Kostengründen gab es noch keine Einzel- sondern nur Gemeinschaftsbäder und auch noch keine Zentralheizung.

Für den Mittelstand war die zweite städtische Siedlung gedacht, die am Sonnenhang von Oberstrass gelegene Riedtlisiedlung (IX 1). Ihre 28 Häuser und Häusergruppen bilden ein vergleichsweise lockeres, architektonisch variiertes Siedlungsgefüge im Heimatstil. Diese wohl geordnete Vielfalt erinnerte den zeitgenössischen Berichterstatter «sehr an ein gutes, altes, natürlich gewachsenes Dorfbild».[13] Die terrassenartige Gestaltung der Aussenräume, grosszügige Grün- und Freiflächen sowie zwei siedlungsinterne Plätze sorgen für ein erhabenes Wohngefühl. Dazu tragen ebenso die unterschiedlichen aber ausnahmslos grosszügigen Wohnungen mit Diele bei, die alle schon über Bäder verfügten.
Die romantische, von Variationsfreude beseelte Heimatstilarchitektur mit Giebeln, Erkern und farbigen Fassaden prägte auch die erste von der Stadt unterstützte Wohnsiedlung der Genossenschaft zur Beschaffung von billigen Wohnungen (Berowisa) an der Bertastrasse (V 1), eine Gründung aus Kreisen sozial gesinnter Bürger um den Warenhausbesitzer Franz Jelmoli. Ganz neue Wege gingen die Gründer der Siedlung ‹Bergdörfli› (III 1), die 1914 auf der Höhe des Entlisbergs entstand. Als eigentliche Kolonie im Sinn der Gartenstadt besiedelten sie Neuland weitab der Stadt. Ihre von Pflanzgärten umgebenen kleinen Mehrfamilienhäuser verfügten über separate Zugänge für jede Wohnung, so dass der Eindruck gestapelter Einfamilienhäuser entstand.

Während des ersten Weltkrieges spitzte sich die soziale und wirtschaftliche Krise zu und eskalierte 1918 im Generalstreik. Die kriegsbedingte Teuerung erfasste nicht nur die Grundnahrungsmittel, sondern ebenso die Baustoffe.
Der private Wohnungsbau war lahmgelegt und die Wohnungsnot katastrophal.
Die Stadt reagierte mit dem Bau kommunaler Siedlungen auf die Notlage.
Die Wipkinger ‹Schindelhäuser› (XV 1), 1918 als Provisorien in nur 6 Monaten errichtet, sind Zeugen dieser Krisenzeit. Neben den niedrigen Mieten halfen die in den Gartenhöfen angelegten Pflanzgärten, die ärgste Not zu lindern. Ein Brunnen in der Mitte der Siedlung erinnert mit seinen Inschriften bis heute an die Notlage des Kriegsjahrs 1918.

Überhöhte Baukosten zwangen in jenen Jahren zur radikalen Vereinfachung der Formensprache im Wohnungsbau. Der verspielte Detailreichtum wich der schlichten Sachlichkeit grosser, uniformer Baukörper mit Walmdächern und schmucklosen Putzfassaden. Die 1919 erbaute städtische Wohnsiedlung Zurlinden (V 4) wurde zum Vorbild vieler genossenschaftlicher und städtischer Siedlungen der Zwanzigerjahre. Die neue Sachlichkeit gehorchte nicht allein der Not, sondern folgte einem neuen architektonischen Trend. Der Winterthurer Architekt Robert Rittmeyer forderte 1919 in diesem Sinn eine Typisierung und Vereinfachung im Wohnungsbau, eine «gute Konvention für den Wohnungsgrundriss gleichartiger Bevölkerungsschichten, aus der sich auch äusserlich einheitliche, bestimmte Typen herausbilden werden. (…) Die nervöse Sucht nach Abwechslung weicht wohltuender Ruhe in Gleichartigkeit und Geschlossenheit der Baumassen.»[14]

Quartierbildungen 1921–1934

Waren die Siedlungen von Stadt und Baugenossenschaften bis zum 1. Weltkrieg noch isolierte Zeichensetzungen gewesen, wurde der gemeinnützige Wohnungsbau im Lauf der Zwanzigerjahre zu einem bedeutenden Zweig der Stadtentwicklung. Rund 14 000 Wohnungen wurden zwischen 1919 und 1934 von Stadt und Genossenschaften erbaut, fast die Hälfte des gesamten Zuwachses. Ganze Wohnquartiere – rund um den Röntgenplatz, im Sihlfeld, am Friesenberg, Milchbuck und in Wollishofen – erhielten durch die Siedlungen der Baugenossenschaften ihren besonderen Charakter. Die Erneuerung der Welt im Siedlungsmassstab war Programm geworden. Dora Staudinger, eine wichtige Zürcher Theoretikerin des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, prophezeite 1919, dass der kapitalistische Wohnungsbau bald ganz verschwinden und «an seine Stelle sozialer Bodenbesitz und sozialer Häuserbau» treten werde.
Sie sah die Genossenschaften als Teil der sozialistischen «Befreiungsbewegung unserer Zeit, welche die Arbeit erlösen und den Menschen zu sich selbst und seiner Würde führen will».[15]

Der städtebauliche Wettbewerb Gross-Zürich hatte die planerischen Grundlagen für den Wachstumschub der Zwischenkriegszeit geliefert.
Sein Grundmotiv war der Gartenstadt-Gedanke, die Vision der räumlichen Durchdringung von Stadt und Land und die Schaffung durchgrünter Wohnquartiere. Der ausführliche Schlussbericht[16] diente als Handbuch für die weitere Entwicklung Zürichs und verschiedene Preisträger bauten gemeinnützige Siedlungen, so etwa Kündig und Oetiker, Albert Froelich, die Gebrüder Bräm oder Otto Streicher. «Eine Heimat dem neuen Menschen» hatten Albert Bodmer und Konrad Hippenmeier ihren Wettbewerbsbeitrag genannt.[17] Damit war der sozialreformerische Impuls des Städtebaus dieser Phase auf den Punkt gebracht.

Bundessubventionen legten 1919 den Grundstein zum Aufschwung der Baugenossenschaften. Als diese 1923 eingestellt wurden, sprang die Stadt Zürich in die Lücke und beschloss im August 1924 ein neues Reglement für die Förderung des Wohnungsbaus, welches im Wesentlichen bis heute gilt.[18] Neben der Abgabe von preiswertem Bauland spielt darin die städtische Finanzhilfe die Hauptrolle. Damit waren nicht Subventionen gemeint, sondern günstige hypothekarische Darlehen weit über die Belehnungslimiten, der Banken hinaus. Mit nur 5.4 Prozent Eigenkapital konnten Baugenossenschaften nun zu bauen beginnen. Dies löste einen Schub von Genossenschaftsgründungen und eine Vielzahl von Bauprojekten aus. Politischer Baumeister der Zürcher Wohnbauförderung und ihrer Einbindung in übergeordnete Ziele einer sozialen Stadtentwicklung war Stadtrat Emil Klöti, 1911–1928 Vorsteher des Zürcher Bauwesens und 1928–1942 Stadtpräsident. Ihm gelang es, bürgerliche und sozialistische Kräfte für seine Ziele zu begeistern und die private Initiative vieler Dutzend Baugenossenschaften mit städtischer Hilfe im Sinn seiner städtebaulichen Vision zu bündeln. Zwei erfolgreiche Teilnehmer des Wettbewerbs Gross-Zürich standen ihm dabei als Chefbeamte zur Seite: Stadtbaumeister Hermann Herter und Stadtplaner Konrad Hippenmeier. Über die Zuteilung von Grundstücken und die Vergabe städtischer Fördermittel hatten sie enormen Einfluss auf die Planung der neuen Wohnsiedlungen.

11
Albert Baur, «Billige Wohnungen in Zürich», in: *Schweizerische Baukunst* XI/1909.

12
Protokoll des Stadtrats von Zürich, Weisung 1072, 21. Juli 1906.

13
Albert Baur, «Eine Gartenstadtanlage der Stadt Zürich», in: *NZZ* 4. Juni 1909.

14
Robert Rittmeyer, «Über die äussere Gestaltung menschlicher Siedelungen», in: *Heimatschutz* 5/1919.

15
Dora Staudinger, *Unser Kampf gegen die Wohnungsnot,* Broschüre der ABZ, Zürich 1919.

16
Schlussbericht über den internationalen Wettbewerb für einen Bebauungsplan der Stadt Zürich und ihrer Vororte, im Selbstverlag der Bauverwaltung I der Stadt Zürich, Zürich 1919.

17
Daniel Kurz, *Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900 bis 1940,* Zürich 2007.

18
Richtlinien für die Förderung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, Protokoll des Stadtrats von Zürich, Weisung 686, 14. Juni 1924.

Die Wohnbauarchitektur der Zwischenkriegszeit war einheitlicher und grossmassstäblicher als die frühen Pionierwerke und noch ausschliesslicher auf die Bedürfnisse von Kleinfamilien mit zwei bis drei Kindern ausgerichtet. Die Bautätigkeit konzentrierte sich zum grössten Teil auf 3-Zimmerwohnungen, um den Zwang und Anreiz zur Aufnahme familienfremder Untermieter zu unterbinden. Beharrliche Sparanstrengungen führten zu einer Reduktion und Angleichung der Wohnungsgrundrisse auf ein hundertfach wiederholtes und optimiertes Grundmuster. Die Enge der Wohnungen stand im Kontrast zur wachsenden Grosszügigkeit im Umgang mit dem Boden: Vorgärten und weiträumige Innenhöfe charakterisieren, in Verbindung mit breiten, alleegesäumten Strassen, die imposanten Blockrandsiedlungen in Wiedikon und Aussersihl. In peripheren Lagen wie Wollishofen oder Milchbuck ging die Auflockerung der Siedlungsstruktur noch weiter. Frei stehende, lang gestreckte Zeilenbauten folgen den Quartierstrassen und umschliessen locker bebaute Grünanlagen.

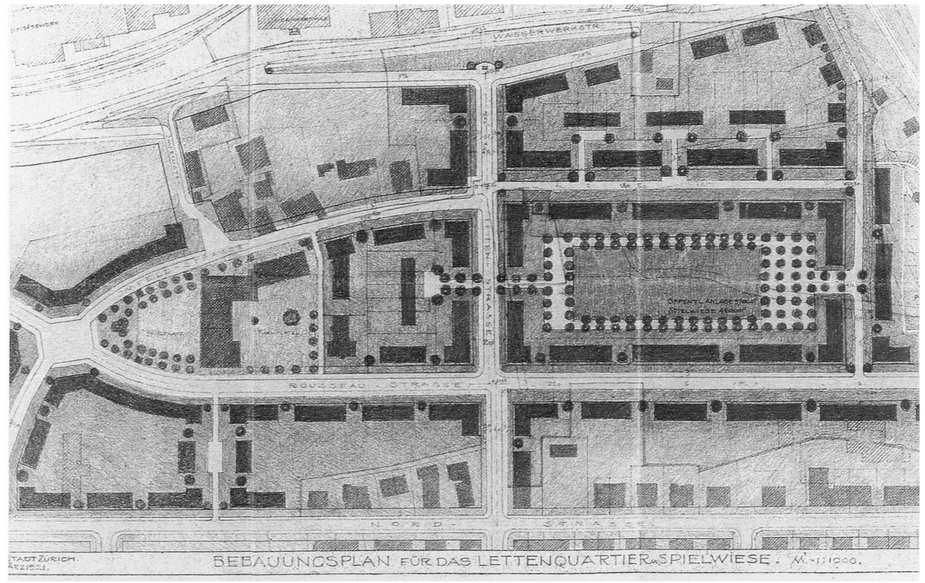
Die Stadterweiterungen der Zwischenkriegszeit dokumentieren im Übergang vom Blockrand- zur Zeilenbebauung die Suche nach der adäquaten Umsetzung eines lebensreformerischen Licht-Luft-Sonne-Städtebaus. Die Abkehr von der üblichen Mietskasernenbebauung geschah dabei schrittweise und durch verschiedene Massnahmen:

- durch geringere Grundstücksausnutzung wegen fehlender Hinterhofbebauungen oder wegen geringerer Geschosszahl oder Gebäudetiefe;
- durch Anlage von Vorgärten und/oder Begrünung des Hofes;
- durch den Bau von Kinderspielplätzen aber auch Kindergärten im Hof beziehungsweise integriert in einzelne Baukörper;
- durch Öffnung des allseits geschlossenen Blockrandes, zum Beispiel durch Auflösung der Blockecken und damit Vermeidung von schwierigen Eckwohnungen;
- durch die immer konsequentere Orientierung der Wohnungen zum Sonnenlauf, was die einzelnen Baukörper schrittweise zu eigentlichen Häuserzeilen machte, die längs den Strassen um einen Freiraum gruppiert beziehungsweise senkrecht zur Strasse gestellt wurden.

Als konsequenteste Umsetzung dieser modernen Wohnbautypologie gilt die Werkbundsiedlung Neubühl (III 17). An ihr waren die wichtigsten Exponenten der Schweizer Moderne beteiligt. Diese Siedlung nahm ein Thema vorweg, welches erst in der Pluralismusdebatte der Nachkriegszeit so richtig auf die Tagesordnung kam: den Mix unterschiedlicher Wohnungsgrössen in einer Siedlung, um unterschiedlichen Haushaltsformen und Altersgruppen Raum zu geben und Umzüge innerhalb der Siedlung zu ermöglichen.

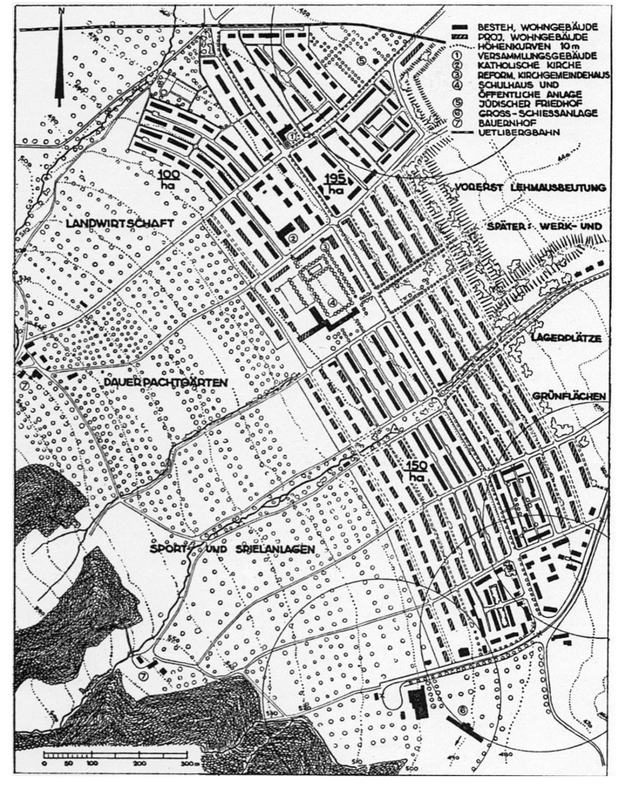
Auch wenn mehrheitlich Geschosswohnungen gebaut wurden, so war das Wohnideal Eigenheim doch immer präsent. Am Friesenberg (VI 1–6) entwickelte sich durch das Zusammenwirken von genossenschaftlicher Initiative und städtischer Bodenpolitik eine eigentliche Gartenstadt, die von weiten Grünflächen umschlossen und von radialen Grünzügen durchdrungen ist. Die typisierten, parallelen Reihenhauszeilen der Familienheim-Genossenschaft verkörperten in dieser Neuland-Kolonie die Utopie der Gleichheit und einer besseren, sozialen Welt, in deren Zentrum die Familie stehen würde.

Unter der Fragestellung «Hochbau oder Flachbau» wollte man Ende der Zwanzigerjahre wissenschaftlich ergründen, welche Bauweise die billigere sei, das Mehrfamilienhaus oder das Reihenhaus. Die gleichen Architekten bauten die Siedlungen Erismannhof (VII 5) und Utohof (VII 20) und wurden dabei



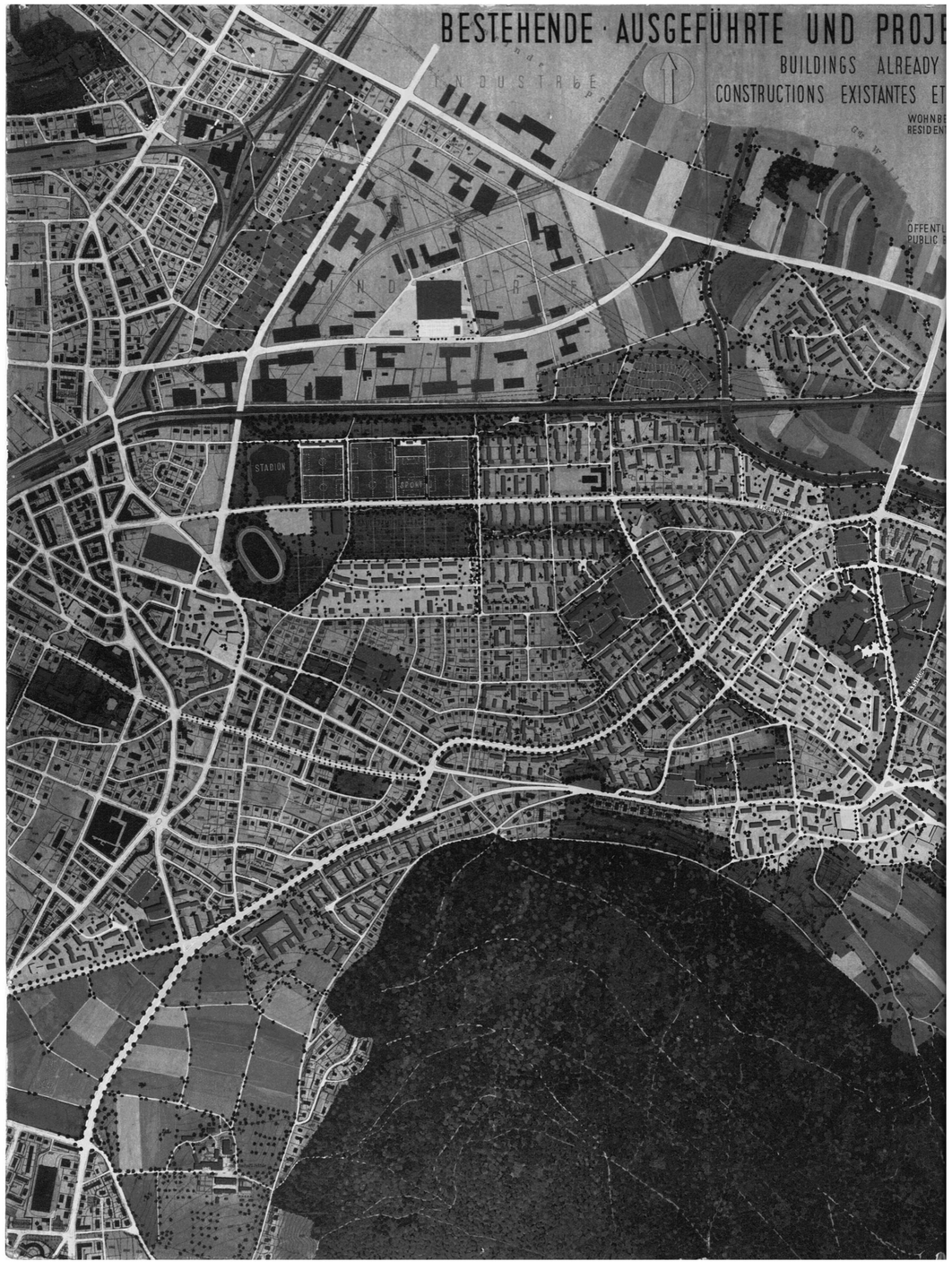
↗ Bebauungsplan für das Lettenquartier (Stadtbaumeister Hermann Herter). Das Lettenplateau wurde 1907 von der Stadt für den gemeinnützigen Wohnungsbau erworben. Der Bebauungsplan von 1920 zeigt die Anlage der künftigen Siedlungen, der Schule und öffentlichen Freiflächen. Er steuerte während dreier Jahrzehnte die Entwicklung des Quartiers, das von zwei Baugenossenschaften überbaut wurde

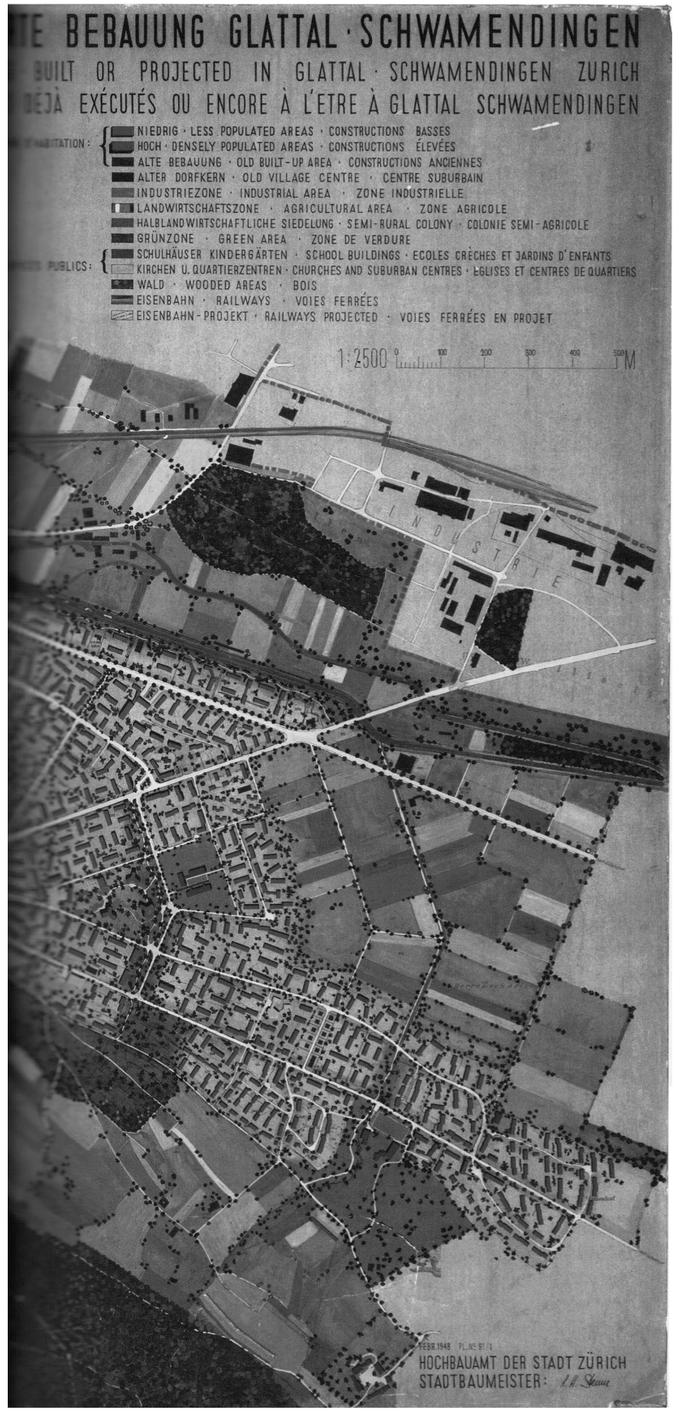
Plan: Stadtarchiv Zürich



→ Der Übersichtsplan des Friesenbergquartiers (Architekt Heinrich Peter) zeigt die Vision einer intensiv durchgrünten und systematisch geordneten Gartenstadt im Geist der Moderne. Er wurde in Teilen verwirklicht. Grosse Teile des Areals sind als Freiflächen für Landwirtschaft, Sport und Erholung ausgeschieden. Grünzüge entlang der Bachläufe verbinden Stadt und freie Landschaft

Plan: Das Wohnen 2/1934





←
Der Bebauungsplan für Schwamendingen aus dem Jahr 1948 (Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner) zeigt den gedachten Idealzustand des Quartiers. Er liess sich, dank der Abhängigkeit der Bauträger von Subventionen, sehr weit gehend verwirklichen. Grünzüge schaffen verkehrsfreie Verbindungen durch das Quartier. Sie erschliessen Schulen und Kindergärten und schaffen zwischen den parkartigen Siedlungen öffentliche Freiräume

Plan: 1948, BAZ

von einer Gruppe Spezialisten begleitet. Die Wirtschaftlichkeitsanalyse ergab, dass die Mietbelastung in beiden Siedlungen vergleichbar sei, sofern man den Gartenertrag an Lebensmitteln in der Reihenaussiedlung Utohof als Nebenerwerbseinnahmen mit einrechnete.

Stadtlandschaft 1942–1957

Seine grösste Ausdehnung erreichte der gemeinnützige Wohnungsbau in Zürich nach dem 2. Weltkrieg. Schon 1942 kurbelte der Bund den Wohnungsbau mit Subventionen an, um einer Wohnungsnot wie 1918 vorzubeugen. Innert weniger Jahre füllten sich die 1934 eingemeindeten Vororte wie Altstetten, Seebach und Schwamendingen mit neuen, einheitlich geplanten Wohnquartieren. In 16 Jahren entstanden rund 135 gemeinnützige und geförderte Siedlungen mit annähernd 10 000 Wohnungen. Die Ausgestaltung der gemeinnützigen Siedlungen als Elemente einer harmonischen Stadtlandschaft war das eigentliche Thema dieser Phase. Das ‹Organische› wurde zur Metapher gegen individualistische Spekulation ebenso wie gegen totalitären Schematismus. Im Zentrum «organischer Stadtbaukunst» (Hans-Bernhard Reichow)[19] stand die Analogie zwischen dem natürlichen Aufbau einer Gemeinschaft aus freien Individuen und dem strukturellen Aufbau der Stadt. So wie die Mitglieder einer Familie um den Familientisch, so sollten sich Bauten um einen gemeinsam genutzten Raum gruppieren und eine Nachbarschaft bilden.[20] Und ähnlich sollten sich die Nachbarschaften um gemeinsam genutzte Infrastrukturen wie Läden, Schulen oder Kindergärten zu einem Quartier zusammenfügen, und diese Quartiere wiederum um das Zentrum zu einer organischen Stadt.[21]

Der Zürcher Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner (1942–1957) nutzte geschickt die Gestaltungsmacht, die ihm die Subventionspolitik bot, zur Anlage musterhaft gestalteter Stadtrandquartiere.[22] Für die künftigen Entwicklungsgebiete liess er Überbauungspläne aufstellen, die ein Idealbild der erwarteten Besiedlung festhielten. Sie definierten Baugebiete und Grünflächen, die Lage von Schulhäusern, Kirchen und Quartierzentren, die Führung der Strassen, und Fusswegverbindungen, sogar die erwünschte Stellung der künftigen Bauten. Um diese Vision umzusetzen, hatte er zwei Instrumente in der Hand: Er entschied über die Vergabe von Subventionen und konnte darüber hinaus für grössere Überbauungen ein beschleunigtes Planungsverfahren anbieten.

Auf der Grundlage dieser Pläne entstanden eigentliche Gartenstädte in funktionaler und städtebaulicher Hinsicht und im architektonischen Geist der Nachkriegsmoderne. Schwamendingen ist das auch schweizweit eindrücklichste Beispiel hierfür. Und in den Quartieren Seebach, Affoltern, Altstetten, Albisrieden, Wollishofen und Höngg sind mehr oder weniger ausgedehnte Teile nach diesem städtebaulichen Leitbild geformt. Die durchgrünte, gegliederte und aufgelockerte Stadt, also ein Hybrid aus herkömmlicher Stadt und Landschaft, wurde zum eigentlichen städtebaulichen Leitbild der Vierziger- und Fünfzigerjahre.

Inzwischen war die Zeilenbauweise fast zur Regelbauweise geworden, in ihrer monotonen Wirkung nur durch Gruppierung und Staffelung etwas gebrochen. Individualität drückte sich in den Siedlungen jener Jahre in kleinen Details aus: in fein detaillierten Vordächern, zarten Balkonbrüstungen, Blumenfenstern. Der Architekt und Schriftsteller Max Frisch polemisierte 1953 gegen das wohlorganisierte «Weiterdörfeln»: «Siedelungen um Siedelungen, schmuck und gepflegt, sauber, gesund und erschwinglich für jedermann. Die ersten sieben Siedelungen, die man besichtigt, sind erquicklich, alle folgenden nicht schlechter, und doch schleicht sich ein langsames Unbehagen ein.» Eine Siedlung in der Stadt sei kein Dorf, betonte er –, auch soziologisch nicht.[23]

Mit seinem Ruf nach urbaneren Bau- und Wohnformen stand Frisch um 1953 nicht allein. Schon 1951 waren am Letzigraben die ersten Wohnhochhäuser

19
Hans-Bernhard Reichow, *Organische Stadtbaukunst,* Braunschweig 1948.

20
Hans Carol/Max Werner, *Städte wie wir sie wünschen. Ein Vorschlag zur Gestaltung schweizerischer Grossstadt-Gebiete,* Zürich 1949.

21
Angelus Eisinger, *Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970,* Zürich 2003.

22
Vgl. Ruedi Weidmann, «Albert H. Steiner, Zürcher Stadtbaumeister 1943–1957», in: *Das öffentliche Bauwesen in Zürich,* Bd. 4, Zürich 2000. Sowie: *Werner Oechslin (Hg.), Albert Heinrich Steiner. Architekt – Städtebauer – Lehrer,* Zürich 2001.

23
Max Frisch, «Cum Grano Salis. Eine kleine Glosse zur schweizerischen Architektur», in: *Werk* 10/1953.

24
Angelus Eisinger, *Städtebau und Stadtentwicklung in der Schweiz 1940–1970,* Zürich 2003.

25
«Zusammenprall von Stadt und Land», in: *Das Wohnen* 1961.

entstanden, freilich nicht als Möglichkeit, um höhere Wohndichten zu erzeugen, sondern als städtebauliche Dominanten in der Stadtlandschaft. Sie signalisierten trotzdem den Aufbruch in die pluralistische Konsumgesellschaft der Nachkriegszeit, die mit einer Pluralisierung der Bebauungsformen einherging. Die gemischte Bauweise wurde als die adäquate städtebauliche Form dafür postuliert: Hoch-, Mittel- und Flachbau sollten in Gestalt von punktförmigen, zeilenförmigen oder frei geformten Häusern zu einem spannungsvollen Ensemble zusammengefügt werden. Auch die Wohnungstypen wurden nach Art und Grösse abgestimmt, damit sich verschiedene Haushalte und Einkommensgruppen mischten. Der gebaute Aufbruch einer friedlich koexistierenden und sozial durchlässigen, pluralistischen Gesellschaft – allerdings im Siedlungs(Taschen-)format.

Rationalisierung 1958–1974

Wirtschaftlicher Aufschwung und technische Neuerungen führten ab Mitte der Fünfzigerjahre zu einer durchgreifenden Rationalisierung der Bauproduktion: Grösser, höher, schneller musste alles werden. Die Kommerzialisierung des Massenwohnungsbaus durch Generalunternehmungen und Versicherungen erzeugte ein neues wirtschaftliches und auch städtebauliches Umfeld für den gemeinnützigen Wohnungsbau: Die nach einheitlichen Gesichtspunkten durchgeplante Grosssiedlung war nicht mehr länger ein spezifisches Erkennungsmerkmal gemeinnütziger Bautätigkeit. Häufig enthielten derartige private Grossüberbauungen zudem auch noch preiswerte Wohnungen.

Die weiträumigen Überbauungen aus der Ära Steiner hatten die Baulandreserven der Stadt innert weniger Jahre grösstenteils aufgebraucht. Es erschien nun als Gebot der Stunde, einer weiteren flächenmässigen Ausdehnung durch dichtere Siedlungen Einhalt zu gebieten. Die Rationalisierung der Planung ging dabei mit der Rationalisierung der Bauvorgänge mittels Vorfabrikation und Elementbauweise einher.[24] Das Steuerungsmittel von Bundessubventionen gab es seit 1950 nicht mehr. Stattdessen entdeckten die Behörden unter Stadtbaumeister Arnold Wasserfallen die Arealüberbauung als neues Steuerungsinstrument: Sie stellten für grössere, einheitlich geplante Überbauungen einen Ausnützungsbonus in Aussicht. Mit diesem Versprechen gelang es vielerorts, private Grundeigentümer zur gemeinschaftlichen Entwicklung von städtebaulichen Gesamtplänen zu gewinnen. An den äussersten Rändern der Stadt entstanden so schwerpunktmässig verdichtete, von Hochhäusern dominierte Grosssiedlungen, meist als Kooperation privatwirtschaftlicher und gemeinnütziger Bauträger. Beispiele dafür sind Hirzenbach, Unteraffoltern, Holzerhurd, Am Suteracher oder die Grünau.

Den formalen Zusammenprall von Stadt und Land nahmen die Planer als reizvoll wahr, und ästhetisch gut gelöste Wohnhochhäuser wurden durchaus als Beitrag zur Schönheit von Wohnquartieren empfunden. Die Zeitschrift Das Wohnen feierte 1958 das damals höchste Wohnhochhaus der Schweiz im Hirzenbachquartier als «Symphonie aus Vertikalen und Horizontalen, von Beton, Stahl und Glas».[25] Die beiden Hochhausscheiben in Unteraffoltern (XVIII 16) stellten die schweizerische Variante der Unité von Le Corbusier dar. Die gemischte Bauweise erschien hier nicht mehr als organische Bebauungsstruktur, sondern als Zusammenspiel geometrischer Regeln und Volumen, die kubische Moderne kehrte in neuen Dimensionen wieder.

Mit dem Postulat von der ‹Neuen Stadt› wurde auch die Debatte darüber, was denn Stadt ausmache, fortgesetzt. Die Stadtlandschaft in ihrer funktionsgetrennten Realisierungsform geriet zunehmend in Kritik. Das Schlagwort von der «Urbanität durch Dichte» des Soziologen Edgar Salin wurde als neues städtebauliches Leitbild von der Planerschaft adoptiert: Urbanität sei nur durch funktionale, soziale, räumliche und atmosphärische Dichte zu haben.

Das Lochergut (VII 16) mit seinem Laden- und Gewerbesockel und dem darüber aufragenden Scheibenhochhaus entsprach diesem neuen Leitbild. Die durchrationalisierte Bauweise der Wohnbauten aus jener Zeit lässt vergessen, dass sie mit breit gefächerten Wohnungsspiegeln auf die von Soziologen beschriebene Differenzierung von Gesellschaft und Lebensstilen eine Antwort boten. Die Grundrisse waren funktionalistisch durchorganisiert: Schlafzonen, Nasszellen, Wohnzonen waren die Termini. Aber auch dem Traum vom Einfamilienhaus wurde weiter nachgelebt: Maisonettewohnungen ermöglichten im Mehrfamilienhaus das Gefühl vom Eigenheim. Als besondere Bauaufgabe tauchten vermehrt Alterssiedlungen auf. Manchmal als eigenständige Siedlungen, häufig aber auch integriert in Wohnsiedlungen für Jüngere.

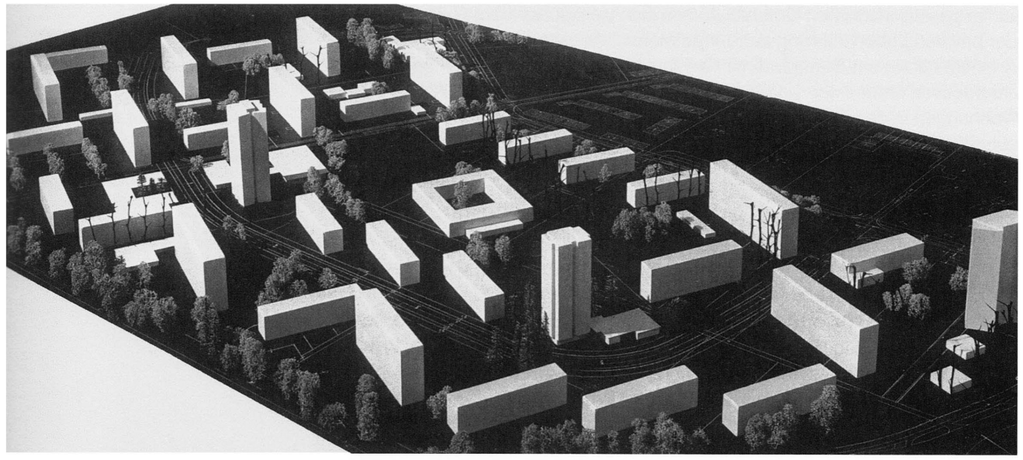
Erst ab den Siebzigerjahren meldete sich nachhaltig die Wohnungs- und Städtebautheorie zu Wort und übte Kritik an den funktionalistischen Blöcken und architektonischen Grossformen. Der Fortschrittsglaube wurde durch Öl- und Wirtschaftskrise nachhaltig erschüttert. Individualität und Wertschätzung des Altbaubestandes wurden zu Themen, die die nächste Phase des gemeinnützigen Wohnungsbaus beeinflussten. Bis Ende der Siebzigerjahre wurde allerdings noch mehrheitlich im Sinne der Wirtschaftswunderzeit weitergebaut. Hardau und Grünau sind die letzten grossen städtebaulichen Manifestationen dieser Phase. Und die Siedlung Furttal, die überzeugend den Beweis antrat, dass individualisiertes Wohnen auch in einem durchrationalisierten Gebäudekomplex mit vorgefertigten Bauelementen sehr wohl möglich ist. Dennoch konnte diese Bauweise die Vorurteile gegenüber dem industrialisierten Wohnungsbau nicht entkräften.

Rückeroberung und Stadtreparatur 1975–1998

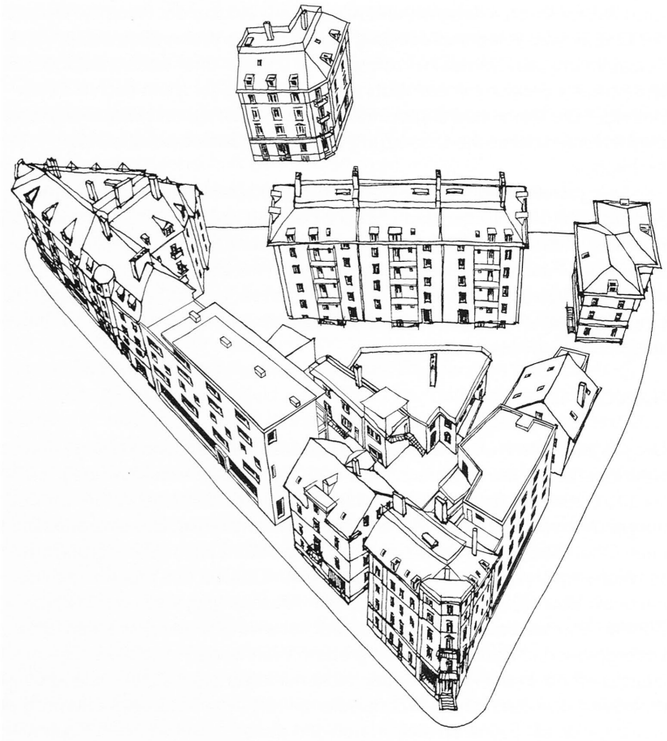
1973 publizierte der Club of Rome seinen Bericht über die «Grenzen des Wachstums» und noch im gleichen Jahr unterstrich die OPEC mit einem Lieferboykott für Erdöl deutlich, dass Rohstoffe nicht unbegrenzt beziehungsweise uneingeschränkt zur Verfügung stehen. In der rasch um sich greifenden Kritik an Wachstumsglauben und technokratischem Fortschrittsdenken nahmen sich neu erstellte Grosssiedlungen wie die Grünau oder Hardau geradezu anachronistisch aus. Sie wurden von Kritikern als Beispiele anonymer Käfighaltung von Menschen und als Beitrag zur Umweltzerstörung gebrandmarkt, das Wohnen im Hochhaus verlor fast über Nacht jedes Prestige.

Nicht nur der Bau von verdichteten Grosssiedlungen stiess um die Mitte der Siebzigerjahre an Grenzen, auch die Erneuerung der bestehenden Wohnbauten begegnete immer öfter militantem Widerstand der Bewohner, die sich gegen «Häusermord» und «Luxussanierungen» organisiert zu wehren wussten. Vor allem die Stadt sah sich bei tiefgreifenden Umbauprojekten mit massiver Kritik konfrontiert. In Anlehnung an deutsche Bemühungen um die Wiederbelebung der zerstörten Innenstadtquartiere (IBA Berlin 1987) war auch in Zürich von ‹Stadtreparatur› die Rede. Gemeint war die Wiederaufnahme und Neuinterpretation der Blockrandbebauung als städtebauliche Figur, beim Neubauen im innerstädtischen Kontext. Ein paradigmatisches Beispiel war schon 1984 der Manessehof der Familienheim-Genossenschaft Zürich (V 31), ihm folgten im Jahrzehnt darauf städtische Wohnsiedlungen wie Tramdepot Tiefenbrunnen (XII 8) oder Selnau (I 3).

Die Statistiker registrierten Jahr für Jahr schrumpfende Haushaltsgrössen, wachsende Anteile von Paar- und Single-Haushalten, von geschiedenen Ehen und von kollektiven Haushaltsformen. Die Zahl der Alten und der Jungen wuchs, die der Familien ging immer stärker zurück und schon um die Mitte der Achtzigerjahre bildeten Einpersonenhaushalte in den Städten die absolute Mehrheit. Diese Vereinzelung trug viel dazu bei, dass der Wohnflächenbedarf pro Person seit damals stetig um einen halben Quadratmeter pro Jahr gewachsen



↗ Bei der Gesamtplanung Hirzenbach (Stadtbaumeister Adolf Wasserfallen 1956) wirkten die Stadt und private Grundeigentümer zusammen, um ein ganzes Quartier am Reissbrett zu entwerfen. Scheiben- und Punkthochhäuser fassten fliessende, abstrakte Räume. Niedrige Bauten waren für Schule, Kindergarten und Läden gedacht. Der Plan wurde bis 1961 verwirklicht
Modellfoto: André Melchior, BAZ



→ Das ‹Dreieck› in Aussersihl. Erst sollten die Häuser einer Strassenerweiterung weichen, dann einer Neuüberbauung. Die Bewohnerinnen und Bewohner kämpften erfolgreich für ihren Lebensraum. Als Genossenschaft Dreieck setzten sie die Häuser instand und ergänzten sie mit zwei Neubauten
Zeichnung: Res Keller, Genossenschaft Dreieck

ist. Im gesellschaftlichen Umbruch lösten sich viele scheinbare Gewissheiten der privaten Lebensführung auf: Junge Menschen sahen ihr Ideal immer weniger in einem Leben am Stadtrand mit Kleinfamilie, Kleinwohnung und Kleinwagen. Stattdessen entdeckten sie die Innenstädte neu, die preiswerten Altbauwohnungen in den Blockrandquartieren, das Leben allein oder in Wohngemeinschaften, die Freiheit offener oder wechselnder Lebenspartnerschaften. Auf diesen Wandel waren Stadt und Baugenossenschaften nicht eingestellt. Sie verlangten von ihren Mieterinnen und Mietern immer noch gültige Trauscheine, Kinder – und oft den Schweizer Pass.

In jenen Jahren bildeten sich zur Rettung innerstädtischer Altbauten vielfach kleine Genossenschaften, die mittels sanfter Instandsetzung billigen Wohnraum erhalten wollten. Die 1981 gegründete Wogeno bot solchen Bestrebungen ein genossenschaftliches Dach, das beim Erwerb alter Häuser die Finanzierung und Instandsetzung erleichterte, ohne den Hausgemeinschaften ihre kollektive Selbstbestimmung zu nehmen. Mit Neugründungen wie der Wogeno (1981) oder später dem Dreieck (VII 21) oder Kraftwerk 1 (VIII 13) erweiterte sich die Genossenschaftsbewegung um ein neues Segment. Selbstbestimmtes Wohnen (und Arbeiten) in der Hausgemeinschaft wurde praktisch erprobt. Die dabei zu Tage tretende Vielfalt und Wandelbarkeit der Bedürfnisse führte zu neuen Begriffen, die bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren haben: Gleichwertigkeit und Nutzungsneutralität der Räume, Anpassbarkeit der Grundrisse, Wiederentdeckung der Küche als Wohnraum, des privaten Aussenraums als Zimmer im Freien, Zonierung der öffentlichen, halböffentlichen und privaten Bereiche in der Wohnung selber und vor allem auch in ihrem Umfeld.[26] Die Wohnsiedlungen Hellmutstrasse (VII 19) und Brahmshof (V 32) zeigten eine didaktische Umsetzung des neuen Gemeinschaftswohnens in Architektur.

Insgesamt blieb aber der genossenschaftliche Wohnungsbau in den Achtziger- und Neunzigerjahren bescheiden und konzentrierte sich zum weitaus überwiegenden Teil auf das Renovieren bestehender Siedlungen, meist verbunden mit Fassadenisolationen, gelegentlich mit Balkonerweiterungen oder dem Anbau von Wintergärten. Viele Überbauungen verloren durch schematische Eingriffe dieser Art an gestalterischer Prägnanz, ohne dass sich ihr Wohnwert wesentlich verbessert hätte.

Neue Orte 1999–2007

Der jüngste Aufschwung des genossenschaftlichen Bauens setzte in den späten Neunzigerjahren ein und brachte bis 2005 einen Bestandeszuwachs von 34 000 (1994) auf rund 36 000 Wohnungen, trotz zahlreicher Abbrüche und Wohnungszusammenlegungen. Am Stadtrand oder mitten im Bestand entstanden neue Orte. Diese aktive Bautätigkeit gab der Stadt Zürich seither grundlegend neue Entwicklungsimpulse und fand mit der hohen Qualität der Wohnbauten internationale Beachtung. Ein entscheidender Anstoss ging vom Impulsprogramm des Zürcher Stadtrats aus, welcher 1998 auf Initiative des neu gewählten Elmar Ledergerber den Bau von «10 000 grossen Wohnungen in zehn Jahren» zum Legislaturziel erhob. In der Folge wurden nicht nur letzte städtische Baulandreserven mobilisiert und kommunale Wohnsiedlungen erneuert. Das Legislaturprogramm war zugleich ein Signal an die privaten und genossenschaftlichen Bauträger, dass Erneuerungsprojekte willkommen seien. Die Baugenossenschaften waren sich seit längerer Zeit bewusst, dass ihr Wohnungsangebot den Bedürfnissen von Familien immer weniger gerecht wurde. Bis dahin hatten sie jedoch bei Abbruchplänen nicht nur mit dem Widerstand der Betroffenen zu rechnen gehabt, sondern auch mit öffentlicher Kritik und einer ablehnenden Haltung der Behörden. Nun erfasste eine Erneuerungswelle die genossenschaftlichen Siedlungen, die oft auch Ersatzneubauten mit einschloss.

26
Martin Albers/Alexander Henz/Ursina Jakob, *Wohnungen für unterschiedliche Haushaltsformen*, Schriftenreihe Wohnungswesen Bd. 43, Bern 1988.

Nach anfänglichen Misserfolgen und harten Auseinandersetzungen mit betroffenen Bewohnerinnen und Bewohnern lernten die Genossenschaften, die Erneuerung ihrer Siedlungsportefeuilles als strategische Aufgabe zu betrachten, die sich über viele Jahrzehnte erstreckt und langfristig geplant werden muss. Manche erstellten Strategieplanungen für 20 oder 25 Jahre, die aufzeigten, welche Häuser oder Siedlungskomplexe in diesem Zeitraum renoviert, durch Umbau modernisiert oder durch Neubauten ersetzt werden sollten. Die Diskussion dieser langfristigen Erneuerungskonzepte mit den Mitgliedern schuf Vertrauen und gab den Betroffenen Zeit, sich auf den in drei, fünf oder vielleicht erst zehn Jahren geplanten Abbruch ihrer Wohnung einzurichten.

Ein Blick auf die zahlreichen städtischen und genossenschaftlichen Neubauten seit 1998 lässt keine typologischen Trends erkennen. Vielmehr reagieren die Projekte auf die Gegebenheiten des jeweiligen Orts und die sich individualisierende Wohnungsnachfrage. In der städtischen Siedlung Werdwies (XIV 48) bilden ‹Palazzini›, frei stehende Punkthäuser mit öffentlichen oder gemeinschaftlichen Nutzungen in den Erdgeschossen, eine neue urbane Mitte im Grünauquartier. Eine ähnliche Grundstruktur wählte die Genossenschaft ASIG für ihre Neubauten im Steinacker (XI 8). Die Zeilenstruktur der Gartenstadt aus den Vierzigerjahren wurde in einigen Ersatzneubauten neu interpretiert: So von der Siedlungsgenossenschaft Vitasana am Burriweg (XX 54) oder in der Siedlung Katzenbach (XIX 2) der Baugenossenschaft Glattal. Mindestens ebenso häufig sind aber auch expressive Grossformen, wie etwa die organisch geformten Blöcke der Wohnsiedlung Vista Verde (IV 12) oder die Siedlung Paul Clairmont-Strasse (VI 23). Vor allem an lärmbelasteten Lagen schliessen sich solche grossen Komplexe auch zu introvertierten Randbebauungen, wie beim Projekt ‹Ringling› im Stadtrandquartier Rütihof (XVI 30) oder den geplanten Neubauten der Baugenossenschaft Sonnengarten im Triemli (XIII 2).

Der grösste Teil der Neubauten, und das ist der Schlüssel zu dem auffallend hohen Qualitätsniveau, entsteht auf der Grundlage von Architekturwettbewerben. Für kommunale Siedlungen und für Bauten auf städtischem, im Baurecht vergebenem Land verlangt dies die Stadt schon seit der Amtszeit von Stadträtin Ursula Koch (1986–1998). Die Kultur des Wettbewerbs hat eine neue Art der Konkurrenz unter den Bauträgern gestärkt. Heute wetteifern die Genossenschaften nicht nur um besonders preiswerte und ökologisch nachhaltige, sondern auch um architektonisch hochstehende Projekte. Sie machten die Erfahrung, dass die Aussagekraft der Architektur auf die Vermietbarkeit ihrer Wohnungen unmittelbaren Einfluss hat und die Identität der Siedlung im Quartierkontext stärkt.

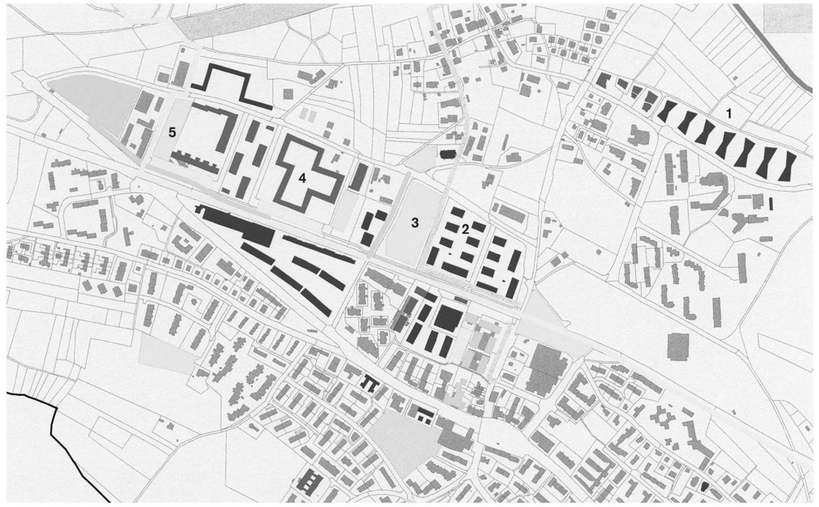
Trotz enger Kostenlimite hat sich in den letzten Jahren vor allem auf der Ebene des Wohnungsgrundrisses eine enorme Vielfalt und Innovationsfreude entwickelt, die dem gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung sehr entgegenkommt. Die Gleichwertigkeit der Individualzimmer hat sich als Grundsatz durchgesetzt und schon aus Kostengründen ist der zusammenhängende Wohnraum mit Küche sehr häufig anzutreffen. Er wird in neueren Siedlungen jedoch oft durch Abdrehung der Küche oder eine Z-förmige Staffelung in Zonen gegliedert, die das Wohnen vom Kochen und Essen trennen. Schiebetüren erlauben wechselnden Gebrauch angrenzender Zimmer als Wohnraumerweiterung, Arbeitsraum oder Schlafzimmmer. Öfter bieten die Wohnungen die Möglichkeit eines Rundlaufs, nicht selten sind Individualzimmer durch Türen direkt verbunden und bilden intime Raumgruppen mit eigenem Bad. Oder man trifft am Wohnungseingang auf individuell zugängliche Zimmer für autonome Haushaltsmitglieder. Grosse, bewohn- und möblierbare Aussenräume sind ein unverzichtbarer Bestandteil moderner Wohnungen, wobei der Schutz der Privatsphäre vor Einsicht auf unterschiedlichem Weg erreicht werden kann: durch den Einzug als Loggia ins Innere des Gebäudes, durch horizontale Staffelung der Baukörper selber, gelegentlich auch durch unregelmässigen Versatz der Freisitze auf der Fassade.

Wohnbauten sind langfristige Investitionen. Die Grundsätze der Nachhaltigkeit besitzen daher für langfristig kalkulierende Eigentümer wie die Baugenossenschaften besonderes Gewicht. Das bedeutet zum Beispiel, dass die Konstruktionsweisen eine spätere Anpassung und Veränderung der Grundrisse nicht behindern sollten. Es kann weiter zur Überlegung führen, mit Blick auf den langfristigen Unterhalt solide und gut alternde Materialien vorzuziehen, auch wenn Lösungen wie etwa die Backsteinfassaden des Kraftwerk 1 oder der ABZ-Siedlung Ruggächer kurzfristig mehr kosten. Die Verwendung erneuerbarer Energiequellen – Solarwärme, Holzschnitzelfeuerung oder Wärmegewinnung über Erdregister – hat sich weit herum eingebürgert und die Einhaltung des Minergiestandards ist im genossenschaftlichen Wohnungsbau selbstverständlich geworden. Nur wenn Kriterien der Nachhaltigkeit schon im Frühstadium der Projektentwicklung (im Wettbewerb) eingefordert und kompetent überprüft werden, lassen sich entsprechende Bauten errichten.

Seit ihrer Gründung am Anfang des 20. Jahrhunderts bauten die Baugenossenschaften für eine einheitliche und hinreichend definierbare Zielgruppe: Für Familien mit Kindern aus den unteren und mittleren Einkommensgruppen. Arbeiter- und Angestelltenschaft, die Träger der Genossenschaft, besassen als soziale Gruppen bis weit in die Nachkriegszeit hinein eine gemeinsame soziale, kulturelle und politische Identität und relativ einheitliche Lebensbedingungen. Die Einheitlichkeit der Siedlungsarchitektur brachte dies zum Ausdruck. Ausserhalb des begünstigten Kreises blieben nicht nur der gewerbliche Mittelstand, sondern auch die eigentlichen Unterschichten, die kinderreichen Familien, die Alleinstehenden, Migrantenfamilien und Personen mit unregelmässigem Einkommen. Für sie sorgten zum Teil der kommunale Wohnungsbau und städtische Stiftungen mit besonders preiswerten und subventionierten Wohnungen. Grösstenteils blieben diese Gruppen aber auf den privaten Markt angewiesen. Bis weit in die Siebzigerjahre war der Ausländeranteil bei den Baugenossenschaften extrem niedrig. Seither ist er stark angewachsen und erreicht heute annähernd die quartiertypischen Durchschnittswerte. Generell haben sich die Baugenossenschaften geöffnet – auch gegenüber Unverheirateten, Alleinerziehenden oder Wohngemeinschaften und gegenüber akademisch gebildeten Mittelstandshaushalten. Die Orientierung am Familienwohnen steht aber nach wie vor im Zentrum des genossenschaftlichen Auftrags und so liegt der Anteil an Kindern und Jugendlichen in ihren Wohnungen deutlich über dem städtischen Durchschnitt – wie auch der Anteil älterer Personen im Pensionsalter.[27]

Die soziale Integration verschiedener Lebensentwürfe und Lebenswelten und die Unterstützung benachteiligter Bevölkerungskreise bleiben die zentralen Aufgaben des gemeinnützigen Wohnungsbaus. In diesem Zusammenhang immer wieder die zeitgemässe Antwort auf die Frage zu finden, was urbanes Wohnen heute bedeutet, obliegt der Stadt und den Genossenschaften. Sie haben diese Verantwortung in den letzten 100 Jahren beispielhaft wahrgenommen. Dass den Siedlungen in Zürich dabei immer wieder auch ein ganz spezifisches Verhältnis zur Landschaft anzumerken ist, ist kein urbanistisches Armutszeugnis eines kleinen Landes mit kleinen Städten: Es ist eher ein Paradigma für eine spezifisch schweizerische, aber im Zeitalter der Deindustrialisierung Europas sehr zukunftsweisende und beispielhafte Form von Urbanität.

27
Statistik Stadt Zürich, *Wohnbaugenossenschaften in der Stadt Zürich*, Zürich 2006.



↗
Im Quartier Affoltern entstehen ab 2007 rund 2 000 Wohnungen, fast die Hälfte davon im gemeinnützigen Wohnungsbau. Die städtebauliche Studie für das Quartierplangebiet Ruggächern (Graber Pulver Architekten) ist aus einem Wettbewerb des Amts für Städtebau hervorgegangen. Violett: 2007 im Bau oder gebaut, rot: 2007 konkretes Projekt, gelb: 2007 in Vorbereitung
Plan: Stadt Zürich, Amt für Städtebau 2007

1
Neubausiedlung Wolfswinkel ABZ

2
Neubausiedlung Ruggächern ABZ

3
Geplantes Schulhaus

4
Neubausiedlung GBMZ / Hagenbrünneli

5
Neubausiedlung BG Zentralstrasse

GESPRÄCH ÜBER WOHNUNGSBAU

mit Martin Steinmann, Patrick Gmür, Annette Gigon und Mike Guyer

Gigon/Guyer Architekten, Arbeiten 2001-2011, Lars Müller Publishers, Baden 2012

Martin Steinmann: Der Zürcher Wohnungsbau hat in den letzten zehn Jahren einen Boom erlebt. Ich meine das nicht nur quantitativ, es ist in allen Städten viel gebaut worden. Ihr habt euch seit mehr als zehn Jahren kontinuierlich mit verschiedenen Formen von Wohnungsbau beschäftigt und aktiv an der Entwicklung teilgenommen. Wie haben sich in dieser Zeit die Bedingungen dieser Bauaufgabe gewandelt?

Annette Gigon: Auch wenn die meisten unserer Wohnbauprojekte im Raum Zürich entstanden sind: Je nach Zeit, Ort und Aufgabe ist Wohnungsbau eine ganz andere Sache. Unser erster Wohnungsbau « Broëlberg I » 002 in der Seegemeinde Kilchberg war vor 15 Jahren eines der wenigen Projekte mit Mietwohnungen in gehobenem Standard. Damals gab es in Zürich wenige grosszügige Wohnungen, und der Mittelstand zog nach Möglichkeit ins Grüne, in der Regel in ein Einfamilienhaus. Unsere nächsten Wohnbauprojekte lagen in der Stadt, beinhalteten grössere Wohnungen an gesuchten Lagen. Wir haben schliesslich aufgrund von Wettbewerben verschiedenste Wohnbauprojekte an beiden Enden der Skala bauen können, teure und günstige, Miet- und Eigentumswohnungen, grosse und kleine Projekte. Inzwischen hat sich der Trend ein Stück weit gewandelt – in der Stadt zu wohnen ist wieder attraktiv geworden.

MS: Man kann wirklich sagen, dass Zürich in den letzten Jahren einen der bedeutendsten Beiträge zur « Forschung » im Wohnungsbau geliefert hat. Dabei sind die Grundrisse immer differenzierter geworden. Sie haben mich zunächst begeistert, da die Wohnungen damit buchstäblich in Bewegung geraten sind. Nun aber frage ich mich, wie weit diese Differenzierung getrieben werden kann, ohne den Bewohner in seiner Aneignung der Wohnung zu beschränken. Inwieweit muss ein Grundriss allgemein sein, um verschiedene Arten der Aneignung zuzulassen? Ich denke, das ist vor allem bei Mietwohnungen von grosser Bedeutung. Adolf Behne hat in diesem Sinne den Rationalismus, der das Gesellschaftliche über das Individuelle stellt, vom Funktionalismus unterschieden, der stärker die Bedeutung des Individuums hervorhebt.

Patrick Gmür: Dass die heutige Zeit von einer starken Individualisierung der Lebensstile geprägt ist, spiegelt sich auch in der Architektur wider, und es zeigt sich daran, wie sie genutzt wird. Wir wissen, dass es in der Stadt Zürich ungefähr 207 500 Wohnungen gibt. Der aktuelle Leerstand liegt bei 0,05 Prozent, also Null. Es ziehen trotzdem rund 80 000 Personen pro Jahr um, das entspricht 20 Prozent der gesamten Bevölkerung der Stadt. Ein interessantes Phänomen: Man zieht um, je nach aktueller Lebenssituation – Erstmieter, WG-Mieter, Wohnungen für kinderreiche Familien, Alterswohnungen –, man ist sehr flexibel. Das Beispiel « Brunnenhof » (S. 490) zeigt, dass heute spezifisch gebaut werden kann. Hier kann man beobachten, wie sich die gesellschaftlichen Veränderungen auf die Grundrissentwicklung auswirken. 1995, als ihr die ersten Projekte entworfen habt, stand der flexible Grundriss im Vordergrund. Dieser musste möglichst viele Bedürfnisse abdecken.

Mike Guyer: Wie kam es in Zürich zu diesen typologischen Innovationen? Ich vermute, dass die strengen Regeln der Bauordnung ein Stück weit kompensiert wurden durch die Freiheit, die der Arealstatus vielen Projekten gegeben hat – und das war auch die Chance für viele Wettbewerbe in der Stadt Zürich. Die Grössenordnung einer Arealüberbauung erlaubt verschiedene Baufelder, die dann ein gemischtes Quartier ergeben. Jedes Baufeld hat einen gewissen Freiraum für die Entwicklung von besonderen Wohntypologien. Die zukünftigen Wohnquartiere in den Entwicklungsgebieten der Stadt Zürich sind darum so interessant, weil die Menge an Wohnungen Vielfalt und Differenzierung braucht, um die breiten Bedürfnisse der Bevölkerung abdecken zu können: Familienwohnen, Singlewohnen, altersbegleitetes Wohnen, zeitlich begrenztes Wohnen, Wohngemeinschaften, Studentenwohnen – ergänzt durch quartierbezogene Nutzungen wie Krippen, Kindergärten, Läden, Restaurants, Gemeinschaftsräume.

PG: Die Differenzierung hat eine politische Dimension. Wir wollen, dass Zürich eine Stadt für alle ist. Eine Stadt kann nur funktionieren, wenn sowohl der untere wie auch der obere Mittelstand und die Menschen mit einem bescheidenen Einkommen die Möglichkeit haben, Mietwohnungen zu finden. Genossenschaftswohnungen stellen heute ein Viertel des Wohnungsbestands. Diesen Anteil wollen wir erhöhen. Die Grundrisse werden im genossenschaftlichen Wohnungsbau aus Kostengründen wieder kleiner. Neue Vier-Zimmer-Wohnungen werden von 100 auf 90 Quadratmeter reduziert, passend zum durchschnittlichen Einkommen, das heute in der Stadt Zürich bei 5500 Franken liegt. Das schränkt die Freiheit bei der Wohnungsentwicklung ein.

MS: Wo liegen die Unterschiede zwischen Mietwohnungen und Wohnungseigentum? Ist das nur eine Frage der Quantität, von Raumgrössen und Budgets, oder gibt es grundsätzlich verschiedene Ansätze, die in dem einen oder anderen Fall zur Anwendung kommen?

AG: Kostendruck ist im gesamten Spektrum des Wohnungsbaus eine Konstante. Auch die Architektur von Eigentumswohnungen und gehobenen Mietwohnungen ist Zwängen ausgesetzt. Manchmal sind sie ähnlich einschränkend für uns Architekten wie der verschärfte Kostendruck beim Bau von günstigen Mietwohnungen oder bei subventionierten Genossenschaftswohnungen. Andererseits konnte zum Beispiel bei der erwähnten Siedlung für kinderreiche Familien « Brunnenhof » ein beachtlich guter Standard gebaut werden, weil die Stadt sich an den Baukosten beteiligte und der aktuelle Landpreis sich dort in den Mietkosten nicht niederschlägt. Bezüglich Marktüberhitzung und Bauqualität ist der Genossenschaftsbau in Zürich ein wichtiges Regulativ.

MG: Mietwohnungsbauten können wir im Idealfall als umfassende Projekte vom Städtebau bis in den Innenausbau entwerfen und bauen. Grosse Überbauungen mit spezifischen Wohntypologien und Aussenräumen werden zu besonderen Orten und geben dem Quartier inhaltlich etwas zurück. Sie wirken öffentlicher – man kann das bei den Wohnüberbauungen « Pflegi » (S. 436), « Thalwil » (S. 516), « Genf » (S. 528) und « Brunnenhof » gut erkennen. Beim Eigentumswohnungsbau werden die gekauften Wohneinheiten individuell ausgebaut. Das Konzept der Gebäudestruktur und der hoch installierten Bereiche bestimmt die Flexibilität. Die Gebäudehülle muss zusammen mit den Aussenbereichen so robust entworfen sein, dass das Gebäude die individuellen Wohnwelten aufnehmen kann, ohne an Präsenz und Ausstrahlungskraft im städtischen Kontext zu verlieren. Grundsätzlich entscheidet der Eigentümer einer Parzelle, ob Miet- oder Eigentumswohnungen entstehen. Wenn er schon eine Parzelle besitzt und sie behalten will, kann er den Landwert variabler einsetzen und es können interessante Mietwohnungen entstehen (« Broëlberg », « Zellweger-Areal » [S. 566], « Pflegi », « Brunnenhof »). Verkauft er die Parzelle, entstehen Miet- oder Eigentumswohnungen, deren Baubudget durch den aktuellen Verkaufspreis des Landes belastet ist

(« Grünenberg » [S. 474], « Erlenhof » [S. 538], « Goldschlägi » [S. 546], « Zollikerstrasse » [S. 556]). In Quartieren mit viel Privateigentum werden vornehmlich Wohnungstypen entsprechend den individuellen Interessen der Eigentümer gebaut; in Quartieren, wo Stadt, Genossenschaften, Stiftungen oder Privateigentümer mehr zusammenhängendes Land besitzen, kann die Mischung und Art der Wohnungstypen nach städtebaulichen und quartierspezifischen Kriterien getroffen werden.

MS: Mehr oder weniger zufällig entstandene Besitzverhältnisse sind also manchmal im Interesse anspruchsvoller Planung, manchmal nicht.

MG: In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist unser Projekt in der Stadt Genf, wo die Wohnungsknappheit seit Jahren ein Problem darstellt. Bei der grossen Wohnüberbauung in Chêne-Bougeries hat die Stadt den Eigentümern die Möglichkeit einer Verdichtung angeboten unter der Bedingung, dass zwei Drittel der Wohnungen Wohneigentum mit regulierten Kaufpreisen und ein Drittel soziale Mietwohnungen sind. Es entstand eine Überbauung mit einem breiten Angebot von Wohntypen in unterschiedlichen Standards.

MS: Hat das heute vielfach übliche Weitergeben und Weiterverkaufen von Projekten auch Rückwirkungen auf den Typ und die Art der Wohnungen? Erschwert es die Arbeit der Architekten?

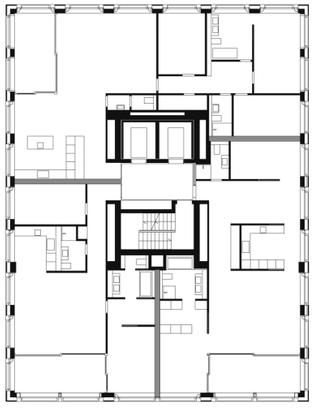
MG: Die unterschiedlichen Bedingungen beeinflussen die Eigenart und Qualität der Wohnungen: Wie erwähnt wurde die Siedlung « Brunnenhof » mit kommunalen Beiträgen unterstützt. Die Bauherrin ist eine städtische Stiftung und der Landwert spielte bei den Ersatzbauten eine untergeordnete Rolle. Das Projekt « Goldschlägi » wurde von der SBB in der klaren Absicht entwickelt, das Land mit dem Projekt zum bestmöglichen Preis zu verkaufen. Wohnungsgrössen und Mieten mussten auf den Standort Schlieren abgestimmt werden und das Baubudget war aufgrund des hohen Landpreises sehr knapp. Beim « Löwenbräu-Areal » (S. 288) wird der Standard der Eigentumswohnungen massgeblich durch den Landwert geprägt. Einerseits entwickelt die PSP als Investorin mit einem maximalen Renditeziel, andererseits verlangen Gestaltungsplan und Hochhaus hohe städtebauliche und architektonische Qualitäten. Als Folge davon muss das Gebäude in Volumen, Fassade und Struktur diese hoch individualisierten, anspruchsvollen Wohnungen aufnehmen und fassen können.

PG: Das Beispiel « Löwenbräu-Hochhaus » bringt uns zurück zur anfangs gestellten Frage nach dem Allgemeinen und dem Besonderen: Ihr bietet bei diesem Bau vertikal gestapelt eine Anzahl verschiedener Wohnungsgrundrisse an, um möglichst vielen Nutzungs- und Raumdispositiven gerecht zu werden.

MS: Ihr schreibt dann verschiedene Welten, das heisst Wohnungen, in eine gegebene Hülle ein. Das macht es erforderlich, strategische, allgemeine Entscheidungen zu treffen wie etwa hinsichtlich der Lage der Leitungsstränge. Ich frage mich, ob das möglich ist, ohne sich auf eine allgemeine Gliederung der Räume, auf einen Typ zu stützen, der dann von Fall zu Fall unterschiedlich aktualisiert wird.

MG: Ja, ein oder zwei Grundtypen und deren Abwandlungen dienen in diesem Fall als Grundlage, um die festen Elemente des Grundrisses zu definieren. Grundsätzlich thematisieren die Wohnungstypen bei Wohnbauprojekten jeweils die Qualitäten, die Vor- und Nachteile des Ortes, und entwickeln sich aufgrund der Ausnützungsvorgaben. Wir haben in verschiedenen Bauten eine Bandbreite unterschiedlicher Wohnungstypologien erprobt: Wohntypen mit zwiebelförmiger Anlage, grossräumig zusammenhängende, « loftähnliche » Wohntypen, Wohntypen mit durchgestecktem Wohnzimmer, Wohntypen um einen eigenen Hof, zwei- beziehungsweise dreigeschossige Maisonettetypen, oder freistehende Zwei-, Drei- und Vierspänner. Grundsätzlich können die punktuellen

Wohnungstyp
mit zwiebelförmiger
Anlage

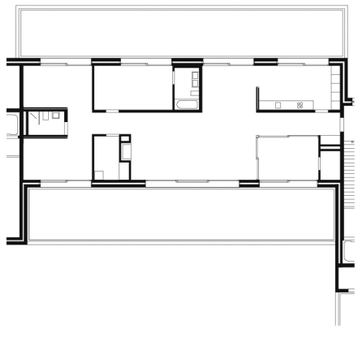


Löwenbräu-Areal

Pflegi

Wohnungstyp
mit grossräumig
zusammenhängenden
Flächen

Susenbergstrasse



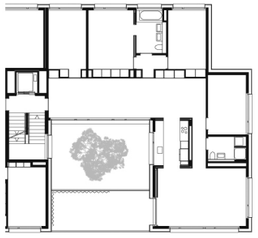
Broëlberg II

Wohnungstyp
mit durchgestecktem
Wohnzimmer

Thalwil

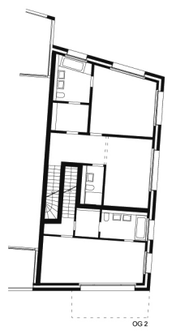
Goldschlägi

Wohnungstyp mit Hof



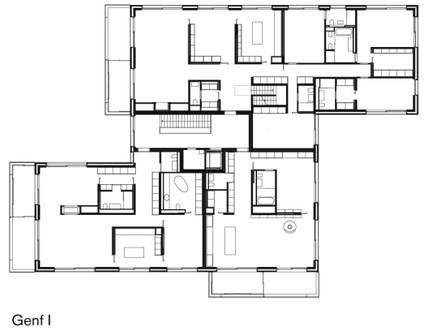
Neumünsterallee

Maisonettetyp



Grünenberg

Freistehender Mehrspänner



Genf I

Baukörper dank der umseitigen Orientierung am besten auf die Besonderheiten eines Ortes eingehen.

PG: Bei der gegenwärtigen Knappheit am Wohnungsmarkt kommt man allerdings nicht daran vorbei, sich mit verdichteten Typologien und tiefen Baukörpern auseinanderzusetzen: Es werden auch wieder einseitig orientierte Nordost- oder Nordwestwohnungen gebaut, wo die Besonnung vielleicht nicht so ideal ist, wie man es sich wünschen würde. Man macht Zugeständnisse, die man vor zehn Jahren nicht hätte durchgehen lassen, aber gewinnt dadurch günstige Wohnungen.

AG: Die Tendenz zu kompakten, sprich tieferen Baukörpern wird aber auch durch die zunehmende Gewichtung ökologischer Aspekte gestärkt. Hier stellen sich uns neue Herausforderungen, denn die gute Belichtung und Sicht haben einen hohen Stellenwert in unserer Arbeit. Es gibt aber auch eine gegenläufige Bewegung zum Trend der tiefen Grundrisse. Neue Bauvorschriften messen dem Schallschutz heute zu Recht eine grosse Bedeutung bei. Dies führt zu sehr schlanken und folglich gut belichteten Grundrisstypen wie beim « Brunnenhof »- und beim « Goldschlägi »-Projekt.

MS: Aber sind wir uns nicht einigermassen einig, dass Licht, Luft, Bewegung – die Schlagworte im Wohnungsbau der 1920er-Jahre – bei den heutigen Lebensbedingungen an Bedeutung verloren haben? Seinerzeit waren sie in schlechten Wohnverhältnissen begründet, die heute nicht mehr gegeben sind. So können wir heute durchaus Räume mit gedämpftem Licht haben. Patrick hat tiefe Wohnungen mit solchen Räumen gebaut, in denen man sich vor allem abends aufhält. In der Romandie gibt es solche Wohnungen übrigens schon lange. Dabei liegt im Inneren eine Halle, die oft mit einem Kamin ausgestattet ist.

PG: Meine Erfahrung ist, dass solche Konzepte eher im freitragenden, im Eigentumswohnungsbau, respektive im Stockwerkeigentum, möglich

Regelgeschoss, Wohn- und Geschäftsüberbauung James, Zürich Albisrieden, von Gmür & Geschwentner Architekten

sind. Wenn man tiefe Wohnungen baut, dann wird es räumlich spannend. Allerdings führt dies schnell zu höherem Flächenkonsum.

MG: Bei 20 Meter Tiefe überschreitet man mit zwei Zimmerachsen sofort die 90 Quadratmeter Wohnfläche für eine Vier-Zimmer-Wohnung. Oder es entwickelt sich im Schnitt auf eine Anderthalb- oder Doppelgeschossigkeit, was im günstigen Preissegment schwierig zu realisieren ist. Es gab Wettbewerbe, bei denen wir mit tiefen Grundrissen gearbeitet haben. « Neumünsterallee » (S. 482) ist ein solches Beispiel – und auch eine Ausnahme, denn zur Ausführung sind zumeist die Bewährteren gelangt. Bei « Goldschlägi » waren die doppelgeschossigen Wohnräume des Wettbewerbsprojekts in der Weiterentwicklung leider aus ökonomischen Gründen nicht zu halten – das ist ernüchternd.

MS: Eine weitere Überlegung betrifft ja auch die Auswirkungen der Produktionsweise auf den Grundriss. Da ist der holländische Wohnungsbau ein Beispiel. Die Tunnelschalungen, die dort viel verwendet werden, geben eine Struktur paralleler Wände vor. Man kann spannende Grundrisse machen, einfache, aus der baulichen Struktur heraus entwickelte Grundrisse, wie früher. Der Wohnungsbau kommt hier auf die « Wirklichkeit der Baustelle » zurück. Das gilt auch für eure Grundrisse in Almere (S. 448), denke ich. Es ist ja nochmals ein Beispiel für ein sehr tiefes Gebäude.

MG: Im Gegensatz zu den ausländischen Wohnprojekten « Almere », « Amsterdam » 146 und « Paris » 233, bei denen die rigide Schottenstruktur die Wohntypologie entscheidend prägt, entwickelt

sich bei unseren Wohnbauten in der Schweiz die bauliche Struktur aus den Wohnungslayouts: entweder tragende Wände im Fassaden- und Kernbereich oder jede zweite Zimmerachse als tragende Wand – mit betonierten Erschliessungskernen als Aussteifung – oder auch tragende Kerne mit Stützen im Fassadenbereich.

MS: Wir haben bis jetzt hauptsächlich über äussere, gesetzliche, technische oder wirtschaftliche Bedingungen gesprochen, welche den Baukörper bestimmen. Andererseits gibt es Bedingungen, die im Wohnen begründet sind. Die Grundrisse ergeben sich also von zwei Seiten her. Früher hat man schöne Grundrisse entworfen, die man dann zu Häusern zusammengesetzt hat. Das ist heute oft anders: Aus den äusseren Bedingungen ergeben sich Flächen, in die man Wohnungen einschreiben muss. Dabei kommt man zum Teil zu Grundrissen, die nicht den gewohnten Typologien entsprechen. Das ist eine andere Art des Entwerfens, bei der der Grundriss nicht nach idealen Bedingungen entsteht. Neu ist sie allerdings nicht – davon ist noch zu reden.

AG: Ebenso interessant wie die Grundtypen sind vielleicht tatsächlich die Transformationen, die sie im konkreten Fall durchlaufen. Damit kommen wir zurück zum anfänglichen Thema: Wie spezifisch kann ein Gebäude, ein Wohnungstypus sein, damit er dennoch möglichst vielen Menschen möglichst lange dient? Wie tauglich ist er für die Multiplikation, um in den städtischen und allgemeinen Gebrauch überzugehen? Und was sind die Ausnahmeerscheinungen, die als Highlights einmal ausgezeichnet funktionieren, sich aber nicht unbedingt eignen für die Wiederholung und Adaption? Aus welchen Typen lassen sich Ketten bilden und Stadtgewebe fabrizieren, Strassenräume formen, und welche eignen sich für das Bauen im Grünen – das Verdichten und Überbauen von grossen Gärten und ehemaligen Villenparks zu einem Stück « zeitgenössischer Gartenstadt » – ein Thema, das uns immer wieder beschäftigt hat?

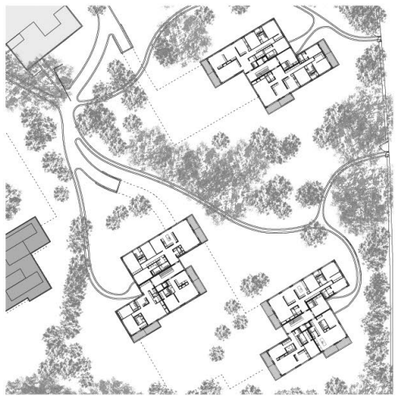
MS: Was sind eure Antworten?

AG: Sie sind tatsächlich sehr ortsspezifisch, aufgabenspezifisch und darum so unterschiedlich. Unsere Suche galt nicht einem absoluten Wohnungstyp, aber es gibt in unserer Arbeit sich wiederholende Muster, Räume anzuordnen, Sicht zu gewähren, Bewegungsfreiheit zu schaffen, die sich an mehreren Orten bewährt haben. Es gibt hingegen auch Sonderfälle wie die Wohnhäuser « Zollikerstrasse », wo wir bei einem vergleichsweise kleinen Grundstück mit geschützten Bäumen aus dem rechten Winkel ausbrechen mussten, um dem Wurzelwerk Raum zu belassen. Es ist eine ungewöhnliche Lösung entstanden, unter den grossen Bäumen und nicht übertragbar auf eine urbane Situation. Zeitgleich entstanden Wohngebäude, die mit ganz anderen Dimensionen arbeiten und einen sehr allgemeinen, nüchternen, städtischen Ausdruck haben, wie zum Beispiel « Thalwil ».

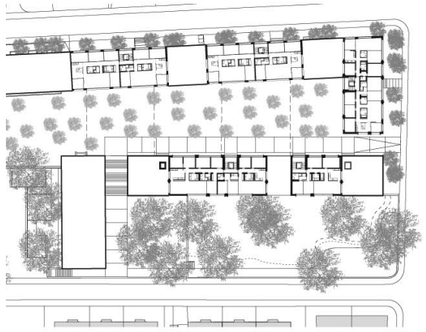
PG: Es sind tatsächlich zwei Extreme.

AG: Die wechselnde Gewichtung des Typologischen und des Spezifischen kann man nur nachvollziehen, wenn man die unterschiedlichen Projekte im Zusammenhang mit ihrem jeweiligen Kontext und ihrer Aufgabenstellung sieht: Beim Projekt an der Susenbergstrasse (S. 416) fragte man im Wettbewerb beispielsweise nach grosszügigen Mietwohnungen für Singles! Wir haben einen Typ gefunden, der alle Räume zu einem « Wohnkontinuum » verbindet und sich doch mit grossen Schiebewänden zu Zimmern unterteilen lässt, damit er sich auch für eine Kleinfamilie eignet. Das Bauvolumen wurde in drei Einzelhäuser gegliedert, mit nur einer Wohnung pro Geschoss, die viel Belichtung und Aussicht erhält. Bei der städtisch gelegenen Wohnbebauung « Pflegi » bietet der Grundriss Bewegungsfreiheiten mit dem Rundlauf um den Kern herum. Hier hätte die gewählte Statik zugelassen, grossflächige Grundrisse ohne Unterteilung anzubieten. Am Schluss gab der Mietwohnungsmarkt aber den Ausschlag für eine Unterteilung in maximal viele Zimmer. Noch mehr aus dem Ort heraus

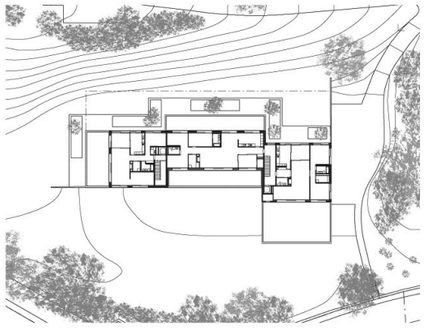
Susenbergstrasse



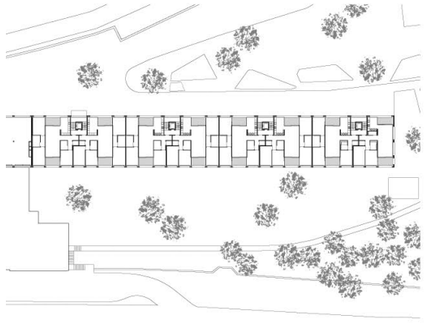
Genf I



Pflegi



Broëlberg II

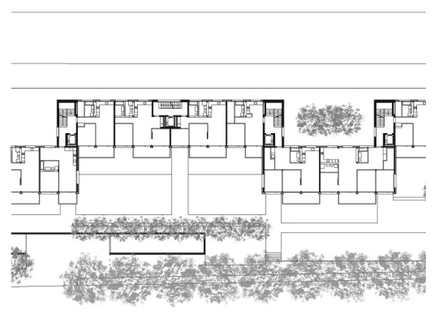


Thalwil

Grünenberg

Neumünsterallee

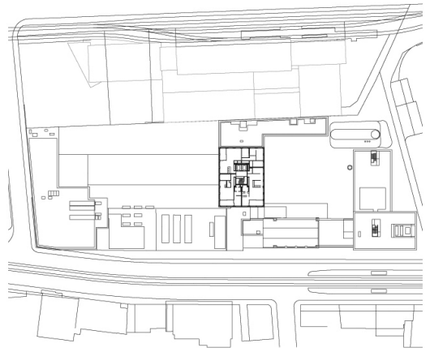
Brunnenhof



Goldschläi

Zellweger-Areal

Zollikerstrasse



Löwenbräu-Areal

entwickelt ist die Überbauung des Parks Grünenberg in Wädenswil (S. 474). Wir haben dort versucht, jeder Wohnung einen adäquaten Anteil an Sonne und Seeblick zuzumessen. Das führte bei der vieleckigen Gartenparzelle zu Dreispännern mit geräumigem Treppenhaus und Wohnungen mit vielfältigen Überschneidungen. Bei der « Neumünsterallee » verlangten die Dimensionen der ehemaligen Geschäftshausparzelle einen übertiefen Baukörper, doch wird hier jede Wohnung zusätzlich auch über einen Hof belichtet.

PG: Der Kontext ist im Entwurf das Wichtigste, was eigentlich gegen den Typ spricht, weil es letztlich nur spezifische Orte gibt. Man kann das als eine Herausforderung auffassen, Vielfalt zu generieren. Man gestaltet nicht einen Wohnungstyp, sondern ganz unterschiedliche, um möglichst viele verschiedene Nutzer anzusprechen.

MG: Ja, Nutzung und Kontext beeinflussen den Typ gleichermassen. Der Wunsch nach Vielfalt widerspiegelt auch die Wohnvorstellungen der zunehmend heterogen zusammengesetzten Bevölkerung. Und doch sind durch verschiedene Nutzungsmöglichkeiten variierende oder durch den Kontext verformte Grundrisse letztlich immer rückführbar auf einen der Grundtypen. Am ungewöhnlichsten sind oft die Attikagrundrisse, bei denen sich die Einflüsse des Kontexts mit den Baugesetzen überlagern und sich das Wohnen in den vorgegebenen, verwinkelten Grundrissflächen neu erfinden muss.

MS: Das Ringen zwischen Typ und Kontext ist beim Wohnungsbau in Paris nach 1850 gut zu beobachten. Dort wurde unter Haussmann nach städtebaulichen Kriterien ein Netz von Strassen gebaut, das oft Parzellen mit unmöglichen Flächen für die Häuser ergeben hat. Die von César Daly herausgegebenen drei Bände über diesen Wohnungsbau zeigen, mit welcher Erfindungsgabe dann Grundrisse in diese Flächen einbeschrieben wurden. Die Typen waren allerdings gegeben durch das bürgerliche Wohnen, dem sie entsprachen: zur Strasse hin die Enfilade der bedienten Räume, zum Hof die bedienenden Räume.

AG: Der Kontext bildet die Schnittstelle zum grösseren Ganzen, zur Stadt. Insbesondere die kleineren Projekte sind sehr vom Kontext geprägt und tatsächlich der Stadt oder dem Grünraum einbeschrieben. Manche Zwänge konnten produktiv umgewandelt und es konnte aus der Störung etwas entwickelt werden. Und dabei ist manchmal der « Phänotypus » einer Architektur unter schwierigen Bedingungen eben noch ein Stück interessanter als der « Genotypus » unter normalen.

PG: Was eure Grundrisse auszeichnet, ist eine gute Nutzbarkeit, allen kontextspezifischen Deformationen zum Trotz. Sie sind präzise auf die Aufgabe und auf die Wirtschaftlichkeit heruntergebrochen. Wohnungsbau braucht das Beschäftigen mit der Aufgabe, mit dem Grundriss, der immer wieder angepasst wird; das verlangt nicht radikale Innovation, sondern ist vor allem geduldiges Arbeiten.

AG: Wohnungsbau ist die Pflicht, nicht die Kür. Weil sich die Wohnkosten ganz direkt auf die Lebenshaltungskosten der Menschen auswirken, geht es immer darum, günstig zu bauen. Die Moderne hat das ja auch thematisiert: Wie kann man mit möglichst wenig Geld und Material den Menschen so viel geben wie nur möglich? Raum, Installationen, Licht, Luft und Öffnung. Diese Frage ist nach wie vor aktuell und definiert den Wohnungsbau als Disziplin. Neben der Arbeit an den Grundrissen und der Suche nach ortsspezifischen Architekturen galten die Bemühungen und Innovationen in den letzten zehn Jahren auch der Materialisierung, in denen man versucht hat, nachhaltig zu bauen.

MS: Eine andere Frage betrifft die Vorstellungen von Wohnen, die der Typologie in einer bestimmten Zeit zugrunde liegen. Es ist viel die Rede davon, dass sie sich in unserer Zeit, zusammen mit den gesellschaftlichen Bedingungen, grundlegend verändert hätten. Daran glaube ich nicht so recht. Gewohnheiten ändern sich relativ langsam ...

AG: Es ist symptomatisch, dass wir unsere Neuerungen meist nur mit viel Überzeugungsarbeit durchgesetzt haben, und manchmal nachher auch Kritik einstecken mussten, weil die gewohnten Erwartungen nicht erfüllt wurden, zum Beispiel mit dem ganzjährig brauchbaren Jahreszeitenzimmer statt den üblichen Balkonen, den robusten Gastroküchen, den grossflächigen Betonböden, die wir übrigens im gehobenen Wohnungsbau eingeführt haben ...
Aber es gibt schon einige technische und gesellschaftliche Voraussetzungen, die den Wohnungsbau in den letzten Jahren verändert haben: der Schallschutz, die Rollstuhlgängigkeit, stärkere Wärmedämmungen, auch grössere Balkone für Esstische statt Blumentöpfe sowie mehr Nasszellen und Abstellflächen. Die wichtigste räumliche Veränderung im Inneren betrifft aber die Lage und Grösse der Küche – oftmals eine Wohnküche – die nicht zuletzt einhergeht mit einem erweiterten Lebensmittelangebot, aber insbesondere mit der veränderten Rolle der Frau in der Familie und der Gesellschaft. Und ich denke auch, dass die Wohnungsgrundrisse sich noch einmal ein Stück weit ändern werden, weil Erwerbsarbeit in der Wohnung aufgrund moderner Kommunikationstechnologie selbstverständlich wird. Damit stellen sich neue Fragen: Benötigt man dafür ein zusätzliches Zimmer, oder ist das Büro im Schlafzimmer? Wird die Wohnung also wieder grösser oder doch insgesamt kleiner? Wir berühren da auch einen empfindlichen, weichen Kern des Wohnens, das Zuhause, den sogenannten Lebensmittelpunkt, den Ort des Familienlebens, den Ort der Regeneration. Wohl, Wonne, Wohnen haben im Deutschen ja den gleichen Wortstamm.

MS: Neben der Erwerbsarbeit zu Hause gibt es auch das andere Extrem, dass die Wohnung nur noch als Ort zum Schlafen genutzt wird. Was braucht man dann? Eigentlich fast nichts. In diesem Fall sind 90 Quadratmeter viel zu viel.

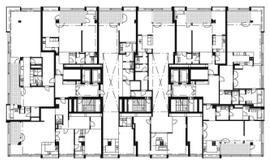
AG: Die Wohnung als vergrössertes Hotelzimmer und als logistisches Zentrum mit Bett, Dusche, Schreibtisch, Kleiderschrank, Fernseher, ein paar Büchern. Für Vielreisende, für junge Leute, auch für Menschen, die sich mehr in der Stadt und « auf der Gasse » aufhalten, sind andere Wohnformen passender als die klassische Dreieinhalb- bis Viereinhalb-Zimmer- Familienwohnung.
MS: Diese Entwicklung ist in Japan weit fortgeschritten: Viele « häusliche » Tätigkeiten finden ausserhalb der Wohnung statt; man lädt Freunde in ein Restaurant ein, nicht zu sich, man isst selber dort, man wäscht im Waschsalon oder man lässt waschen und bügeln. So wird das Quartier zum Teil der Wohnung. Man wohnt nicht nur in seiner Wohnung, sondern in einem Perimeter darum herum, wo man Leistungen beansprucht, für die traditionell die Wohnung da war.

PG: Das ist für mich eine schöne Vorstellung von Stadtleben – das Quartier: dein Wohnzimmer. Man lädt sein soziales Netz auf und macht vermehrt wieder Bekanntschaften, zum Beispiel im Waschsalon.

AG: Je nach familiärer Situation, Alter und Beschäftigungsgrad verschiebt sich diese Grenze zwischen wünschbarer Privatsphäre und Bedürfnis nach nachbarschaftlichem, sozialem Austausch. Damit ist auch das Thema der physischen Grenzen und Übergänge zwischen Wohnung und Aussenraum angesprochen. Auch hier hat ein Wandel stattgefunden. Wie öffnet sich das Haus? Es hat sich manifestiert in den Fensteröffnungen, die grösser werden konnten, es hat sich manifestiert in der Machart der Aussenräume. Sind es Balkone, Loggias, Wintergärten oder « Jahreszeitenzimmer », oder mehreres davon? An der Art und Weise, wie die Menschen zu Hause am Aussenraum teilhaben können, wie die Wohnungen den Aussenraum zum Innenraum machen, da wurde einiges entwickelt. Dadurch hat sich auch die Gestalt der Häuser verändert. Martin, ich meine, das Moderne-Thema «Licht, Luft, Öffnung» ist erst jetzt wirklich angekommen.

PG: Der Trend zu grossen Fenstern bringt aber das Stadtbild durcheinander. Wir haben intensiv diskutiert, wie wir mit der Quartiererhaltungszone umgehen. Und wir haben festgestellt – zum Beispiel im Kreis 4: Für Ersatzneubauten schlagen auch sehr gute Architekten gemäss dem erwähnten Trend grosse Fenster und entsprechend grosse Balkone vor. Unversehens wähnt man sich am Rand der Agglomeration, nicht im Stadtzentrum. Im Grundriss ist unser Spielraum für Erfindungen klein. In Wettbewerbsprojekten sind die Grundrisse meistens auf hohem Niveau, ziemlich elaboriert und optimiert. Bei den Fassaden hingegen gibt es derzeit sehr viele Variablen und darum grosse Unterschiede; hier ist das Können noch nicht so weit gediehen, aber hier liegt Potenzial. Dazu kommen noch weitere Variablen, weil neu nach den Regeln des Minergie-Standards gebaut wird und die Fenster nicht mehr wie gewohnt geöffnet werden können.

MS: Anders als beim « Haus am Zürichberg » (S. 376), das wir zusammen angeschaut haben, besteht das Vis-à-vis meist nicht mehrheitlich aus Bäumen, sondern aus anderen Häusern. So geht es um den Schutz vor fremden Blicken, es geht aber auch darum, die Räume durch die Fenster zu fassen, ihnen eine klare Form zu geben. Darin steckt das Problem von grossen Fenstern: Der Raum verliert seine Form. Für mich hat die Frage nach der richtigen Grösse der Fenster viel mit Raumgefühl zu tun. Das fehlt vielen Architekten, sage ich provokativ, viele von ihnen bauen keine Räume mehr.



Grundriss Wohnungen, Hochhaus
Hard Turm Park, Zürich-West,
von Gmür & Geschwentner Architekten

PG: Zugespitzt zeigt sich das Problem beim freistehenden Hochhaus. Ich glaube, das Hochhaus schafft ganz andere Bedingungen. Im 24. Stock gibt es keinen Schatten und das Licht wird zum Problem. Grosse Fenster können in dieser Höhe unangenehm sein. Ideal wäre es, einen Zwiebelgrundriss zu generieren. Beim Wohnhochhaus Hard Turm Park haben wir das versucht: Wir haben Bäder und Küchen an die Fassadenseite gesetzt. Das Wohnen oder Schlafen findet in der zweiten Reihe statt. Ich bin der Meinung, da gäbe es durchaus noch Optionen.

AG: Es kommt nicht nur auf die Fensterdimensionen an, sondern auch auf die Art, wie sie in der Fassade sitzen. Ein Haus mit grossen Fenstern kann sehr wohl eine städtische Attitüde haben. Erst wenn das Haus nur noch eine gläserne Wand hat, wie Farnsworth, braucht es ein grosses Umfeld im Grünen. Hingegen ist es tatsächlich schwieriger, den Balkon städtisch zu artikulieren, wenn er eine gewisse Tiefe hat. Der offene Balkon
ist von aussen gesehen der einsehbarste, öffentlichste Raum, von innen gesehen aber ein sehr privater Ort, der vom Liegestuhl über den Esstisch bis zum Wäscheständer alles aufnehmen können muss. Damit ist es schwierig, Stadt zu machen. Die murale Wand mit Öffnungen ist ein taugliches Mittel, um den städtischen Raum zu definieren – wobei es auch hier Beispiele mit kümmerlichen, kleinen Fenstern gibt, die genauso unstädtisch wirken wie grosse Balkone.

MS: Wie Patrick sagt, können viele Architekten keine Fassaden mehr gestalten. Tatsächlich ist es am einfachsten, man macht ein Skelett und füllt es dann mit Fenstern: So hat man kein Problem mit der Gestaltung der Fassaden, meint man, und vergisst dabei die Proportionen ... Ich muss nicht auf Mies van der Rohe verweisen, um zu sagen, wie wesentlich die Proportionen des Skeletts sind.

MG: Im Wohnungsbau hat das Aneinanderreihen von ähnlichen Modulen im Grunde immer etwas Serielles, Repetitives – meist umgesetzt in umfassenden Rasterstrukturen, in horizontalen Bändern von Fenstern und Brüstungen oder in vertikalen Rhythmen von Scheiben und geschosshohen Fenstern. Murale Fassaden mit kleineren, präzis gesetzten Fenstern sind selten, weil die tiefen Räume in den verdichteten Wohngebäuden wenig Fassadenfläche haben und nach möglichst viel Licht und Sicht fragen. In der Fassadengestaltung ist eine Umkehrung der geschlossenen und offenen Anteile im Gang. Die alten Gebäude mit einem Verhältnis von etwa 30 Prozent Fenstern zu 70 Prozent Wand werden durch Neubauten mit umgekehrten Öffnungsverhältnissen ersetzt. Die Erscheinung der Stadt verändert sich sehr, die Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit wird durchlässiger. Ich empfinde dies als Herausforderung, in neuen Arealen als Chance, wenn dort der öffentliche Raum entsprechend mitgestaltet werden kann; in bestehenden Quartieren hingegen, wo nur punktuell erneuert wird, leidet das Erscheinungsbild der städtischen Aussenräume.

AG: Diese Art Offenheit mit grösseren Fenstern und weniger Vorhängen hat natürlich auch mit einer Gesellschaft zu tun, die offener ist als die vor zwanzig oder fünfzig Jahren.

MG: Das Thema der grossen Fenster ist beim Wohnen im Erdgeschoss am kritischsten, wo Privatsphäre und Öffentlichkeit direkt aufeinander prallen. Hier sind innovative Lösungen im Gebäude wie im Aussenraum gefragt, denn man wird auch zukünftig in bestehenden und neuen Quartieren zu einem grossen Anteil in den Erdgeschossen wohnen.

MS: Im Hochparterre, wie früher.

MG: Ja, das ist die klassische Lösung in den bestehenden Quartieren, wo die Strassen mit den Trottoirs direkt ans Wohnen angrenzen. In den neuen Arealüberbauungen sind die Aussenräume Mischverkehrszonen, meist ohne durchgehenden Verkehr, und werden daher oft von den Erdgeschossnutzungen vereinnahmt. Das Private drängt ins Öffentliche, der Aussenraum wirkt dadurch undifferenzierter und unstädtischer. Die Gebäude erscheinen als Objekte, sind nicht gefestigt durch einen hierarchisierten Aussenraum.

PG: Mich beschäftigt das sehr. Wir müssen die Diskussion über die Stadt wieder vermehrt führen. Was ist die Bedeutung des öffentlichen Raums? Wie ich feststelle, eine schwierige Diskussion, auch bei uns intern und in Auseinandersetzung mit der Verkehrsplanung.

AG: Die alte Lösung des Hochparterres oder Halbhochparterres hat ihre Gültigkeit behalten – vor allem in städtischen Lagen. Aber die vorgegebene maximale Gebäudehöhe und die Topografie lassen dies bei der geltenden Gesetzgebung in Zürich eben zumeist nicht zu. Die Bauherrschaften verschenken kein Geschoss, um das Erdgeschoss gegenüber dem Terrainverlauf anheben zu können. Der Städtebau würde enorm gewinnen, wenn in Zürich eine grössere Flexibilität in der Handhabung der vorgeschriebenen Gebäudehöhen und Nutzungsweisen der Erdgeschosse bestünde – um die Wohnungen nicht eingraben zu müssen, sondern anheben zu können, und um freier zu sein, in den höheren Parterrezonen auch Läden und Büros ansiedeln zu dürfen.

Planung Sulzerareal Werk 1, Winterthur

MG: Beim städtebaulichen Leitbild und Gestaltungsplan für das « Sulzerareal Werk 1 » 238 in Winterthur konnten sich Bauherr und Stadt auf eine Überhöhe des Erdgeschosses einigen, nachdem wir mit Schnittvarianten verschiedene Nutzungsmöglichkeiten und deren Potenziale aufgezeigt hatten: Hochparterrewohnungen, hohe Arbeits- und Atelierräume, vertikal organisierte

Wohn- und Arbeitstypen, aber auch quartiernahe Nutzungen wie Krippen, Kindergärten, Läden oder Wasch- und Gemeinschaftsräume. Dabei konnte die Baumasse des ganzen Areals mit einbezogen und Defizite mit Umlagerungen ausgeglichen werden. Dies führte zu Baufeldern mit Rahmenbedingungen, die Innovationen in Form von interessanten Schnittlösungen, Erschliessungssystemen, Wohntypologien oder Nutzungsmischungen zulassen.

PG: Aber man benötigt immer auch eine Vorstellung von Stadt. Nun, da ich nicht mehr baue, plädiere ich dafür, dass man wieder versucht, gewisse bewährte Themen auszuloten. Ein Haus hat einen Sockel, ein Dach und eine Wand. Daraus wird die Fassade entwickelt.

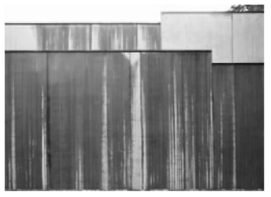
MS: Das wäre ein spannender Punkt: Was ist denn Wohnungsbau? Etwas eminent Städtisches. Muss der Architekt da etwas Besonderes machen? Ist es euch zu wenig, etwas Einfaches, Städtisches im Sinne von Heinrich Tessenow zu machen?

MG: In den von der Politik und den Behörden aktiv unterstützten Zürcher Wohnungsbaudiskurs der letzten zehn Jahre konnten sich dank Wettbewerben viele gute und auch junge Architekten einbringen. Als Folge davon sind bemerkenswerte Gebäude entstanden, die als Objekte überzeugen, aber die bestehende Stadt oft herausfordern und verändern. Diese Tatsache ist noch nicht vertieft reflektiert worden, und in diesem Zusammenhang finde ich dein Plädoyer für die Rückbesinnung auf das Städtische, auf das nachhaltig Einfache richtig. Als leidenschaftliche Architekten versuchen wir jedoch, jedes Projekt in seinen inhaltlichen, architektonischen und ästhetischen Möglichkeiten auszuloten, so auch die Wohnungsbauten. Wir tun dies aus der Überzeugung, dass architektonisch erfolgreiche Gebäude die Entwicklung einer Stadt positiv beeinflussen können.

AG: Lasst uns abschliessend über das Thema Farbe sprechen, auch sie ist eine Komponente der Beziehung zwischen Individualität und Allgemeinheit, zwischen Architektur und Stadt. Wir haben bei unseren Gebäuden immer wieder mit Farben gearbeitet und da und dort Künstler hinzugezogen. Farben kamen zumeist dort ins Spiel, wo uns die gegebenen Mittel nicht hinreichend erschienen, um eine Identität für den Ort zu schaffen – dann haben wir zu dieser kostengünstigen « vierten Dimension » gegriffen.

Stellwerk Vorbahnhof, Zürich

MS: Beim « Stellwerk » 018 und beim « Römerholz » 006 habt ihr mit ungewöhnlichen Materialfarben experimentiert, mit Eisenoxid und Kupferpulver. Beide Projekte habe ich sehr geschätzt. Bei den Wohnbauten gibt es eine starke Varianz des Farbeinsatzes. Um es vorwegzunehmen, ich bin nicht allen Lösungen gleich zugetan.



Anbau Sammlung Oskar Reinhart, Winterthur

AG: Die Ausgangslage und die Ergebnisse sind auch bei den Wohnbauten sehr projektspezifisch und ortsspezifisch – aber die Farbe wurde freier, das heisst ohne materialmässige Verknüpfung verwendet. Es gibt tatsächlich sehr verschiedene Ansätze, und es ist nicht ganz einfach, Gruppen oder Familien zu bilden. Eine Auslegeordnung würde beispielsweise mit dem städtebaulichen Ansatz beginnen, Gebäude mit Farbe zu individualisieren. Im empfindlichen Gebiet des Zürichbergs bei den drei Bauten an der Susenbergstrasse war dies der Fall; sie wurden auf diese Weise in ihrem Habitus den umgebenden Villen am Zürichberg angeglichen, um einem Siedlungscharakter entgegenzuwirken. Das Thema der « Vereinzelung » der Baukörper mit Farbe taucht auch beim Park Grünenberg nochmals auf, aber hier arbeiteten wir im ehemaligen englischen Garten mit Grüntönen, die sehr unterschiedlich sind. Wir haben mit dem Künstler Pierre André Ferrand kooperiert, mit dem wir in einem anregenden und durchaus kritischen Dialog standen. Grüne Farbe an Häusern ist häufig problematisch, vielleicht weil das Auge gewohnt ist, Grün in unendlicher Variation in den Bäumen, Wiesen oder Landschaften zu sehen. Auf einer planen Fläche gleichmässig appliziert, wird es dann oft als falsch empfunden. Beide Male haben wir mineralische Farben auf Betonstrukturen lasiert. So übrigens auch bei der « Pflegi ». In der urbanen Situation der « Pflegi » ging es uns und Adrian Schiess aber nicht nur darum, die Gebäude zu färben, sondern auch darum, die Stimmung der halböffentlichen Aussenräume, des grossen Hofs und des Gartenraums mit Farben zu definieren. In ähnlich grossem Massstab, aber mit ganz anderer Materialität – mit Glas – hat Adrian Schiess beim « Brunnenhof » operiert. Vom Park her gesehen hat er einen mächtigen, vielfarbigen « Horizont » geschaffen, diesen Raum zu einem « Landschaftsraum » gemacht. Hingegen sind die Bauten auf ihrer zur Strasse gelegenen Seite mit dunkelblauen und blauvioletten Farbtönen einigermassen zurückhaltend. Sowohl Verfremdung als auch Vertrautheit waren beim ersten Wohnbauprojekt «Broëlberg I» ein Thema. Wir wollten den « organischen » Wandaufbau der verputzten Aussenisolation darstellen: In Zusammenarbeit

Anbau Villa Kastanienbaum

mit Harald F. Müller wählten wir braune Verputzfarbe gegen aussen und orange innen zum Hof hin. In der zweiten Etappe von « Broëlberg » (S. 426), einem Gebäude, das in einer grünen Geländekuhle liegt, wurde zum einen die orange Farbe weiterverfolgt, zum anderen das Konzept des eingefärbten Betons, ähnlich wie beim « Stellwerk » in Zürich. Wir tönten das Gebäude mit rot-orangen Pigmenten als Komplementärfarbe zum dominierenden Grün der umgebenden Bäume. Wiederum im Zusammenhang mit Gärten haben wir die Verwendung von dunklen Tönen ausgelotet, zum Beispiel bei der « Zollikerstrasse ». Die Bauten wirken paradoxerweise sowohl zurückhaltend wegen ihres dunkelbraunen Glanzes als auch augenfällig, indem die Spiegelung des Gartens den Fassaden eine vegetabile Ornamentik schenkt. Eine ähnlich starke, gleichwohl unauffällige Färbung hat der Anbau der Villa in Kastanienbaum (S. 340) mit seinem dunklen Olivgrün, das sich mit den Tönen des Baumbestandes verschränkt.

MG: Es gibt aber bezüglich Farbe durchaus ein Bewusstsein gegenüber der Stadt: Unsere Wohnbauten im gebauten städtischen Kontext sind nicht oder nur zurückhaltend farbig, in den Vororten nimmt ihre Farbigkeit hingegen deutlich zu. Das sieht man an der « Diggelmannstrasse » (S. 508), aber auch bei den Wohnüberbauungen « Goldschlägi » und « Erlenhof ». Letztere markieren als Erstlingsgebäude in vormaligen Landwirtschaftszonen oder Industriebrachen mit ihren Farben Präsenz. Diese Umfelder verändern sich rasant, und die Fokussierung wird sich in der neuen Massstäblichkeit schnell relativieren.

Zwei Häuser in Zürich

AG: Um die Palette noch zu vervollständigen, müssen auch die Wohnbauten erwähnt werden, die mit wenig auffälliger Färbung auskommen. Beispiele für Projekte in dichteren Bebauungen sind « Rüschlikon » (S. 502) oder « Neumünsterallee », wo wir mit Adrian Schiess vergleichsweise sparsam mit Farben gearbeitet und Grau- und Silbertöne verwendet haben. Letztere ist wie eine Auster: aussen spröde, aber innen wird der Bau immer reicher, schillernder und vielfältiger, mit irisierenden Anstrichen auf Wänden und Schränken. Auch das Einfamilienhaus in Küsnacht mit den feinen Weissabstufungen an der Fassade von Harald F. Müller birgt nur im Inneren leuchtend gefärbte Oberflächen. Manche Bauten haben wir schliesslich vor allem durch die Materialfarben bestimmt, wie das Projekt « Zellweger -Areal» mit Holz und Beton, die zwei frühen Häuser in Zürich 013 mit kalkzementfarbenen Verputzen oder das jüngste Haus aus Kalkbeton am Zürichberg, wo nur mit unterschiedlich sandgestrahlten Oberflächen feine Farbunterschiede entstehen.

MG: Im Vergleich zu den Büro- und Museumsbauten haben wir bei den Wohngebäuden so häufig Farben angewendet, weil es oft Aufgaben mit begrenzten Möglichkeiten sind. Farbe kann einem Raum mit wenig Aufwand zusätzliche Stimmung und Identität verleihen; ein Gebäude kann stärker auf Aussenräume reagieren und sich in seiner Umgebung verorten. Farbe als oberste Schicht ist einfach anwendbar und hat mit den verschiedenen Deckungs- und Glanzgraden einen breiten Anwendungsbereich – manchmal sind Farben auch Teil des Materials. Zusammen mit einer bewussten Lichtführung ergibt sich so ein erweiterter Spielraum für die Projekte. Künstler haben wir hinzugezogen, weil sie in visuellen Themen freier, erfahrener und geübter sind und im Prozess das Projekt hinterfragen – unabhängig, scharfsinnig und manchmal auch subversiv. Wir setzen uns dieser Einflussnahme von aussen aus, weil wir überzeugt sind, dass diese herausfordernden Kooperationen unsere Projekte anreichern.

MS: Bei « Broëlberg I » habe ich die Farbe, dieses Graubraun, schön gefunden, bei « Broëlberg II » hingegen habe ich ein Problem: Orange ist eine Farbe, die sich auf Kosten von anderen Farben der Umgebung, etwa dem Grün der Bäume, in den Vordergrund drängt. Einen solchen Herrschaftsanspruch eines einzelnen Elements mag ich nicht, weder bei Farben noch bei Formen. Dann würde ich auch einen Unterschied machen, ob die Farbe über Putz auf die Häuser kommt oder über farbiges Glas. Und damit komme ich auf die Bebauung « Brunnenhof » zu sprechen: Ich könnte es nicht zulassen, dass mir ein Künstler eine gelbe oder eine blaue Tafel vor die Fenster setzt, die das Licht in meiner Wohnung bestimmt. Früher war es die Haustür, die gelb oder grau oder grün war, da wusste ich, das ist meine Haustüre. Das gilt vielleicht auch noch für das Haus, wenn die Farbe zurückhaltend ist. Aber nicht für das Licht, das alle Dinge in meiner Wohnung verfärbt.

AG: Die farbigen Glas-Schiebeelemente beim « Brunnenhof » können die Mieter aber auch zur Seite schieben, wenn sie die Farbe mal nicht sehen möchten. Bei « Goldschlägi » sind die Geländer fest und die Farben und Farbschatten kommen auch in die Wohnung hinein, tatsächlich. Aber wenn man dann wirklich im Raum steht, dann hat die blaue Farbe etwas Selbstverständliches, vermutlich weil man sie mit naturhaften Elementen, mit Himmel oder Wasser in Verbindung bringt.

MG: Farbe kann tatsächlich Emotionen auslösen. Das hat vielleicht auch damit zu tun, dass Farbe als grundsätzliches Werkzeug der Architektur seit der Moderne nie mehr richtig akzeptiert wurde. Farbe ist in ihrer Anwendung und Wahrnehmung individuell, manchmal irrational, und bricht oft mit den Konventionen. Jede Stadt hat während ihrer Geschichte zu einem eigenen Farbenkanon gefunden, der sich aber auch kontinuierlich weiterentwickelt. Neue Farben können sich schnell vom traditionellen Bild der Stadt abheben und damit Aufmerksamkeit gewinnen, die sie vielleicht nicht verdienen. Und doch sind diese Versuche wichtig.

PG: Als Architekt habe ich auch gern mit Farben gearbeitet. Ich stelle jetzt einfach noch die zusätzliche Frage: Was ist das Verhältnis zur Stadt? Was passiert, wenn wir die Häuser in der Stadt so farbig bemalen? Bei manchen Nachfolgeprojekten habe ich das Veto eingelegt. Die Begründung der Projektverfassenden war zu dürftig. Die Farben hatten wenig mit der Stadt und deren Kontext zu tun. Aldo Rossi sagte, die Stadt solle eine graue Masse sein; nur die Kirche und das Rathaus dürfen ein bisschen farbig ausfallen.
MS: Das hat Rossi dann bei seinen eigenen Wohngebäuden in Berlin selbst revidiert!

PG: Den Farbkanon von Zürich haben wir (das Haus der Farbe in Zusammenarbeit mit dem Amt für Städtebau) mit unserem Farbatlas « Farbraum Stadt » katalogisiert – eine riesige Arbeit zugunsten der Beurteilbarkeit und als Arbeitsinstrument für die Architekten.

MG: Für die Inventarisierung und Bewusstseinsbildung ist der Farbatlas wertvoll. Wenn er jedoch als Referenz für neue Farbgebungen dienen soll, ist es wichtig, dass man durch Analyse und Interpretation zu neuen, zeitgemässen Lösungen findet.

AG: Kräftige, schöne und auch falsche Farben, die gab es schon, bevor wir farbige Häuser realisiert und mit Künstlern zusammengearbeitet haben. Ein Stück weit sind unsere Farben auch Reaktionen auf die Farben der Umwelt, der Verkehrsmittel, der Werbung, der Stadt, weil wir mit dem Ungelenken und Unbefriedigenden um uns herum umgehen wollen, um es aufzuarbeiten und umzuarbeiten, in etwas Verträgliches, auch Lustvolles.
Es gibt tatsächlich Häuser und Räume, die gewinnen enorm durch Farbe. Wir haben den Hofraum der « Pflegi » in Erinnerung, bevor er farbig gestrichen wurde: Er war dräuend und schwer. Und dann kam die gelbgrüne Farbschicht, und der Aussenraum bekam eine fast magische Wirkung und Weite.

PG: Wenn man über die Farbe im Stadt-Innenraum eine Differenzierung erzeugt wie bei der « Pflegi », finde ich die Farbe richtig eingesetzt. Farbe und Architektur schaffen diese Verbindung.

MS: Ich könnte an dieser Stelle aus Tessenows Aufsatz über «Die äussere Farbe unserer Häuser» zitieren. Er gibt meine eigene Auffassung über die Farbe in der Architektur am klarsten wieder. « Die stillen und einfachen Formen ebenso wie die stillen Farben sind immer etwas wesentlich Städtisches, oder sind, wenn man so will, immer etwas sehr Soziales », und so weiter. Dabei ist Grau für Tessenow die Farbe des Städtischen. Wenn die Farbe dazu dient, Strassen- und Hofräume nach ihrem Grad an Öffentlichkeit zu unterscheiden, ist das in Ordnung. Ich möchte die Farbe als Stimmungsträger, wie du sie nennst, nicht verbannen. Es ist einfach die Frage, wie heftig die Farbe sein darf, damit sie diese Rolle spielen kann, ohne sich aufzudrängen.

AG: Wir haben versucht, das auf verschiedenen Ebenen auszuloten mit Materialfarben, Tarnfarben, starken Farben, feinen Farben, mit und ohne Beratung von Künstlern. Zum Beispiel hat sich Adrian Schiess bei der « Pflegi » geweigert, die Strassenfassade zu färben, obwohl die Bauherrschaft das wünschte, während er bei der « Diggelmannstrasse » voll in die Tasten gegriffen hat und dann bei anderen Projekten wie der « Neumünsterallee » wieder bescheiden aufgetreten ist. Pierre André

Ferrand arbeitet in Wädenswil mit gedeckten Farben; das starke Gelbgrün des dritten Baukörpers haben wir ihm fast ein bisschen abgerungen. Man kann nicht behaupten, die Künstler wollten immer nur das Maximum an Farbigkeit erreichen – wir übrigens auch nicht. Ich denke, es trifft auf eine Vielzahl unserer Wohnbauten zu, dass die Welt für die Menschen, die hier wohnen, ein Stück besser ist, als wenn die Bauten nur grau oder weiss wären. Und ich behaupte das auch ganz entschieden für den « Brunnenhof », weil er gerade für die weniger bemittelten, kinderreichen Familien eine Vielfalt und Eleganz der Gestaltung hat, die eine positive Identität schafft. Die bunten Schiebeelemente sind in der grossen Überbauung die farbigen Haustüren von früher.

5. November 2011, Neue Zürcher Zeitung

GESTEN OHNE SINNGEHALT

Über die Zerstörung der Stadt durch zeitgenössische Architektur-Skulpturen

Auffallende Gebäude hat es seit je gegeben. Sie waren umso erfolgreicher, je bescheidener die Stadt sich gab, in der sie sich breitmachten. Von alledem ist in vielen zeitgenössischen Vorzeigebauten nichts übrig. Ihre Formen sind arrogant auf sich selbst bezogen und losgelöst von jeglicher inhaltlichen Verpflichtung.

Vittorio Magnago Lampugnani

Spätestens seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts wird das zeitgenössische Architekturgeschehen durch zunehmend spektakuläre Bauskulpturen beherrscht. Am Anfang dieser Entwicklung steht das Guggenheim Museum, das Frank Gehry zwischen 1994 und 1997 als eigenwillige überdimensionierte Titanblechbrosche mitten in Bilbao realisierte. Das originelle Gebäude, das jede überkommene Vorstellung eines Museumsgebäudes erschütterte, zog sofort in der Fachwelt wie auch in der breiten Öffentlichkeit eine unerhörte Aufmerksamkeit auf sich und katapultierte die bis anhin unscheinbare baskische Stadt in den Reigen der begehrten Touristendestinationen. Seitdem orientieren sich Kommunen, Bauherren und Architekten am erfolgreichen Vorbild und wetteifern um die extravaganteste Baugestalt.

Die Tradition der Zeichenhaftigkeit

Ikonische Gebäude hat es in der Geschichte der Baukunst seit je gegeben. In Babylon war der legendäre Turm, in Wahrheit ein Zikkurat-Tempel, fast 100 Meter hoch und korrespondierte mit den nicht minder legendären Gärten der Semiramis. Die ägyptischen Pyramiden mit ihrer absoluten Form und ihrer gewaltigen Dimension sind ebenfalls ein frühes Beispiel einer monumentalen Baukunst, die auf kühne Zeichenhaftigkeit setzt. Die grossen frühchristlichen Basiliken und die mittelalterlichen Kathedralen schmückten sich gleichermassen mit einer besonderen Form und sprengten bewusst den Massstab der Stadt, in die sie oft nicht ohne Traumata hineingebaut wurden. Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen: mit Schlössern und Rathäusern, mit Theaterbauten und Opernhäusern, später mit Bahnhöfen und Hotels. Sie alle setzten Grösse, Monumentalität und Originalität ein, um ihre exzeptionelle Bestimmung zu verkünden. Dabei waren sie umso erfolgreicher, je uniformer und bescheidener die Stadt sich gab, in der sie sich breitmachten. Es waren also immer nur ausserordentliche Bauten mit ausserordentlichen Bestimmungen, die sich emphatisch, ja rücksichtslos aus der Stadtmasse hervorheben durften. Die Besonderheit in Grösse und Gestaltung repräsentierte und versinnbildlichte jene der (meist öffentlichen) Funktion und des Anspruchs. Genauer: Sie war das Mittel, um eine inhaltliche und geistige Besonderheit zur Darstellung zu bringen.

Von alledem ist in den zeitgenössischen Vorzeigebauten, die in unseren Städten emporwachsen, nichts übrig. Ihre Formen sind arrogant auf sich selbst bezogen und vollständig losgelöst von jeglicher inhaltlichen Verpflichtung: Ein Museum kann, wie eben das Guggenheim von Gehry, wie ein verwickeltes und zerknittertes Metallzelt aussehen, aber auch wie eine Zikkurat auf spiralförmigem Grundriss oder wie eine Amöbe; ein Opernhaus wie eine überdimensionierte Muschel oder ein gotisierender Kristall; ein Bürohaus wie ein schief stehendes Prisma, ein Bügel oder eine Gurke. Und Zelt, Spirale, Amöbe, Muschel, Kristall, schiefes Prisma, Bügel und Gurke fügen sich nicht zu einem irgendwie gearteten Kontinuum zusammen, sondern wachsen nach den kapriziösen und teilweise undurchdringlichen Gesetzen des globalen Kapitalismus sowie der provinziellen Ad-hoc-Stadtplanung an allen möglichen und unmöglichen Stellen aus der Stadt empor, deren ruhige Normalität sie unwiederbringlich zerstören.

Diese Klage ist ebenso wenig neu wie ihr Gegenstand. Schon im frühen 19. Jahrhundert entsetzte sich Augustus Welby Northmore Pugin darüber, dass die neuen, riesigen Fabriken, die die industrielle Revolution gebar, die Hierarchie und Lesbarkeit der historischen Stadt beeinträchtigten und mit ihren Schornsteinen sogar die Kirchtürme überragten, was den zutiefst katholischen britischen Architekten besonders schmerzte. Knapp ein Jahrhundert später widmeten Werner Hegemann und Elbert Peets ihr Opus magnum «The American Vitruvius. An Architect's Handbook of Civic Art» dem «kultivierten» städtischen Ensemble, das sie dem «Chaos und der Anarchie in der Architektur» entgegensetzten. Und auf Theorien aufbauend, die Pierre Lavedan und Maurice Halbwachs entwickelt hatten, stellte in den sechziger Jahren der italienische Architekt Aldo Rossi in seinem Buch «L'architettura della città» klar, die Stadt bestehe hauptsächlich aus einem Kontinuum von Häusern, aus dem wenige grosse Monumente herausragten.

Solcherlei wohlüberlegte und wohlbegründete Klagen, Mahnungen und Theorien perlen am Grossteil der zeitgenössischen Architekten ab. Inspiriert und ermutigt durch Denkansätze wie jene des französischen Philosophen Jean Baudrillard, der eine Baukunst als «reines Ereignis» propagierte und ihr auch noch eine subversive Qualität bescheinigte, konzentrieren sie mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit ihr Talent und ihre Energien darauf, möglichst einprägsame, überkomplizierte und exhibitionistische Objekte zu schaffen, oft sich über die konstruktiven und funktionalen Anforderungen hinwegsetzend und fast immer die Bestimmung und den Kontext ignorierend. Im hart umkämpften Markt des heutigen Bauens scheint man sich nur durch Gebrüll und übertriebene Gestik Aufmerksamkeit verschaffen zu können. Es geht um Sichtbarkeit, Originalität, Rhetorik, Extravaganz. Diese Eigenschaften sichern dem Projekt die Alleinstellung, die es erheischt, und ihnen kann und muss alles Übrige geopfert werden.

Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig und haben nur marginal mit der Eitelkeit des Architekten zu tun, der künstlerische Selbstverwirklichung anstrebt. Im Gegenteil: Zunehmend wird diese Selbstverwirklichung, wird der authentische, subjektive Ausdruck einem Spektakel geopfert, das ganz und gar künstlich ist. Die neuen Vorzeigebauten sind nicht mehr Projektionsflächen individueller Lebensprogramme oder Befindlichkeiten, sondern folgen der Massgabe der artifiziellen Innovation und der Überraschung um der Überraschung willen. Diese wird in erster Linie von den grossen institutionellen Bauherren verlangt, die Architektur als Werbung einsetzen. Sie muss auffallen und anders sein als alles andere. Dafür muss sie sämtliche Konventionen sprengen, darunter auch jene der Stadt. Diese Übervorteilung wird von den Medien nicht gerügt, sondern geschätzt und belohnt. Was Wunder: Sie sind selbst in einem System gefangen, bei dem Unterscheidung und Einzigartigkeit unabdingbar sind. Je sensationeller das architektonische Werk, das sie präsentiert, umso süffiger die Publikation. Sie profitiert von der Extravaganz und der Visibilität ihres Sujets.

Dafür sind viele Journalisten sogar bereit, ihre kritische Verpflichtung zu übergehen. Das Besondere ist viel wert, auch empfindliche soziale Opfer. In Mailand entsteht gegenwärtig auf dem zentral gelegenen Areal der alten, aufgelassenen Messe ein neues Quartier, hinter dessen vielversprechendem Namen «City Life» sich drei Bürohochhäuser sowie drei übermässig verdichtete und eingezäunte Gated Communities verbergen. Dieses skandalöse Stück Stadtzerstörung wäre nie von der Öffentlichkeit hingenommen worden, würde es nicht in den erstaunlichen Formen von Arata Isozaki, Zaha Hadid und Daniel Libeskind

daherkommen.

Kein Richtig oder Falsch

Neben der Erfordernis oder dem Wunsch nach werbewirksamer Selbstdarstellung und pseudokultureller Legitimation gibt es für die zeitgenössischen Bauherren einen weiteren Grund, der sie zu ausgefallenen skulpturalen Architekturen greifen lässt. Ihre Autorinnen und Autoren, zumindest jene der ersten Generation, sind eine Handvoll Baukünstler, die in der Öffentlichkeit als solche gefeiert werden. Die Anerkennung, die sie geniessen, bietet für die Qualität ihrer Projekte Gewähr. Sie braucht (vermeintlich) nicht hinterfragt zu werden. Das enthebt den modernen Auftraggeber des Engagements und der Verantwortung, sich mit dem in Auftrag gegebenen Projekt kritisch auseinanderzusetzen. Wie die Etiketten der Modeprodukte vom guten Geschmack jener zeugen, die sie tragen (was zunehmend ostentativ geschieht), verleiht die Wahl eines Stararchitekten seinem Bauherrn die Aura der Kultiviertheit. Mehr noch: Er braucht, genauso wie der Träger von Designer-Anzügen, den eigenen Geschmack gar nicht zu bemühen.

Das ist auf dem Feld der Architektur, in der es, wie in jeder Kunstgattung, kein Richtig und Falsch, kein unbestrittenes Gut und Schlecht gibt, eine besondere Erleichterung. Das architektonische Qualitätsurteil kann nur argumentativ gefällt werden. Das erfordert Engagement, Geduld und Sachverstand – drei Tugenden, die bei den zeitgenössischen Bauherren überaus dünn gesät sind.

Tatsächlich wiederholt sich, wenn heute ein Industriemagnat oder ein Bürgermeister Zaha Hadid oder Norman Foster engagieren, nicht zeitverschoben das, was vorfiel, als Leo X. Michelangelo Buonarroti oder Alexander VII. Gianlorenzo Bernini beauftragten. Die beiden Päpste wählten mit Bedacht Persönlichkeiten aus, die den Ruf genossen oder zu erlangen sich anschickten, im Architektenmetier (und übrigens auch in anderen Kunstgattungen) die Besten zu sein. Sie gaben ihnen ein präzises und anspruchsvolles Programm vor, entwickelten es im Gespräch mit ihnen weiter, mischten sich, bei allem Respekt vor der Autonomie und Autorität der Künstler, immer wieder in deren Arbeit ein. Heute wird keine Persönlichkeit ausgewählt, sondern ein Label und ein Grossbüro, und die Ausgewählten werden mit einem meist dürftigen Programm alleine gelassen. Damit wird nicht nur Arbeit, sondern auch und vor allem Verantwortung abgegeben. Im Gegenzug zeigt man sich grosszügig: Kostenüberschreitungen, technische und baumeisterliche Mängel, funktionale Fehler sowie astronomische Betriebskosten werden nonchalant toleriert. Hadids Museum für zeitgenössische Kunst, 2009 in Rom eröffnet und von der aufwendig eingeladenen Weltpresse unkritisch als Einzug der neuen Architektur in die altehrwürdige Stadt gefeiert, ist nur ein Beispiel unter vielen.

Wider die Konvention der Exzentrik

Dass bei alledem nicht, wie gewünscht und beabsichtigt, tatsächlich etwas Einzigartiges entsteht, liegt im Vorgehen selbst und gehört zu den Ironien des Schicksals. Die Stararchitekten werden angeheuert, damit sie Stararchitektur produzieren: Also bringen sie nicht die Individualität des Bauherrn oder die besondere Bauaufgabe im besonderen Kontext zum Ausdruck, sondern hinterlassen ihr eigenes Markenzeichen, das sie pflichtschuldigst überhöhen. Weil sie von der Wiedererkennbarkeit ihrer formalen Gestik leben, können sie gar nicht anders, als sich zu wiederholen. So erzeugt ausgerechnet der Kult der Unterscheidung eine neue Gleichförmigkeit. Allerdings ist diese nicht die entspannte Monotonie der alltäglichen städtischen Architektur, die eine wohltätige Ruhe ausstrahlt und die grossen Monumente umso wirkungsvoller in Szene setzt; sie ist die prätentiöse Wiederholung der immergleichen Exaltiertheit, die wie ein unpassendes Firmensymbol an den verschiedensten Orten entfremdet auftaucht.

Dies umso mehr, als den grossen Form-Erfindern der zeitgenössischen Architektur zahlreiche Epigonen folgen. Diese erfinden nicht, sondern ahmen nach; und sie ahmen nicht eine Regel nach, sondern eine Ausnahme. Die Ausnahme wirkt aber nur vor dem Hintergrund der Regel transgressiv: Kommt ihr dieser Hintergrund abhanden, wird sie selbst zur Konvention. Es entsteht so jene Übereinkunft der Exzentrik, die bereits in der Architekturbiennale von 2004 in Venedig, die Kurt W. Forster unter dem Titel «Metamorph» ausrichtete, zu bestaunen war und mittlerweile auch die einfallsloseste Provinzstadt eingeholt hat. – Was dabei draufgeht, ist nicht weniger als die Stadt. Zunehmend verkommt sie zum Sammelsurium von Kuriositäten, die sich über all das hinwegsetzen, was baulich den Ausdruck einer Gemeinschaft ausmacht. Der unerhörten Attacke der Gegenwartsarchitektur widerstehen unsere Städte nur deswegen, weil sie über eine so umfangreiche und grossartige historische Substanz verfügen. Sie fängt die Angriffe der autistischen Eindringlinge gelassen auf, und an ihr hängt die moderne Stadt wie ein wuchernder Schmarotzer. Doch aus der Addition von Einzelobjekten, selbst von schönen und poetischen, entsteht keine Stadt.

Gerade in einer Zeit, in der bereits über die Hälfte der Bewohner der Erde in Städten leben und es immer mehr werden, ist Städtebau eine zentrale Aufgabe. Wenn wir sie ernst nehmen, müssen wir uns von der Vorstellung verabschieden, die zeitgenössische Stadt habe zwangsläufig aus trendigen Wohnhäusern, exhibitionistischen Bürokomplexen, modischen Kulturbauten, ebenso willkürlichen wie unbrauchbaren Parkanlagen und pharaonischen, nichtfunktionierenden Bahnhöfen und Flughäfen zu bestehen. Wir müssen unsere Eitelkeiten beiseitelegen und jede neue Architektur als Teil eines grossen kollektiven Werkes betrachten. Das gilt für alle: Architekten, Bauherren, Redaktoren, Bürger. Der Spielraum für individuelle Gesten wird kleiner werden, aber im neu gesteckten Rahmen werden sie weiterhin möglich und sogar notwendig sein: Sie waren es von jeher und in der gesamten Geschichte der Baukunst. Wenn wir an einer solchen Stadt arbeiten, die nicht aus selbstverliebten Broschen, nicht aus Gesten ohne Bedeutung bestehen soll, sondern aus sinnhaften, aufeinander bezogenen Bausteinen, werden wir nicht nur an einer menschenfreundlichen und menschenwürdigen Stadt arbeiten, sondern auch an einer Gemeinschaft.

Vittorio Magnago Lampugnani ist Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich.

3. Dezember 2011, Neue Zürcher Zeitung

SCHMIERFINKEN DER ARCHITEKTUR

Über Anstand und Zurückhaltung in der Baukunst

Kaum jemand würde heute einen Künstler, der den Kanon des gediegenen Handwerks missachtet, als «Schmierfinken» bezeichnen. In der Architektur steht das traditionalistische Kunst-Vorurteil jedoch wieder hoch im Kurs. Werden Städtebau und Architektur in Europa zur Bühne eines neuen Kulturkampfs?

Stanislaus von Moos

Noch vor wenigen Jahrzehnten gab es in unseren Breitengradenp kaum öffentliche Architekturkritik. Der Wohnungsbau folgte grosso modo dem Diktat des für die Gattung Typischen und Normalen, während sich die Geschäfts- und Bankenwelt gelegentliche Kapricen der Opulenz und der Originalität erlaubte. Im Bereich des öffentlichen Bauens – Schulen, Kirchen, Verwaltung – herrschten und herrschen zünftisch organisierte Auswahlverfahren, die dafür sorgen, dass die Baukultur in ihrem Schlingern zwischen Konvention und Exhibition nicht allzu arg aus dem Ruder läuft. Die Medien kümmerte das wenig.

Architektur als Marketing

Erst als die Architekten oder doch einige von ihnen zu «Stars» wurden, hat sich das geändert. Seither wird das, was sie tun, von einem zunehmend grösser werdenden Publikum nach Regeln nicht nur der funktionalen, sondern zunehmend auch der ästhetischen Performanz beobachtet und von den Medien je nach Ruhm und Rang des jeweiligen Akteurs begutachtet und, sobald die Novität vorbei ist, wieder ad acta gelegt. Das liegt an der Dynamik des architektonischen Betriebssystems. Galt das Bauen für den «Laien» noch vor Jahrzehnten in erster Linie als eine Dienstleistung oder als Ausdruck sozialen Engagements oder staatsbürgerlicher Verantwortung, wurde es in dem Ausmass, in dem es sich auf dem Parkett des freien Markts inszenierte, zum ästhetischen Reizobjekt. Frank Lloyd Wright und Le Corbusier, die Alphatiere unter den Künstler-Architekten der Nachkriegszeit, bereiteten das Publikum auf das Kommende vor. Opernhäuser und Museen füllten die Bresche, die das Guggenheim Museum in New York und die Kapelle von Ronchamp in den 1950er Jahren geschlagen hatten. Immer mehr Bauherrschaften entdeckten daraufhin das Bauen als Instrument des Distinktionsengineerings und des Standortmarketings. Immer mehr Museen lockten ihr Publikum mit mehr oder weniger aufregenden Neubauten. Es entstand der Archi-Tourismus.

Die Architekturkritik etablierte sich in jenen Jahren als eine Sparte des Feuilletons. Man kann es ihr nicht verargen, dass sie ihr Mandat vor allem in der Informationsvermittlung erkannte (und als stillen Preis für den Zugang zur Information den Machern mindestens zu beträchtlichen Teilen die Diskurshoheit überliess). Doch auch dem Leser kann man es nicht verargen, dass ihn in Anbetracht des Wimmelns tagtäglich eintröpfelnder, irritierender Neuigkeiten von der Baufront das Verlangen nach der unzweideutigen Einordnung und Wertung durch den «Berufenen» ergreift.

In den Augen vieler gehört der Architekt und Städtebauhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani zu diesen Berufenen. Ihm scheint es gegeben, von höherer Warte aus zu urteilen. In seinem unlängst in dieser Beilage erschienenen Essay «Gesten ohne Sinngehalt» (NZZ 6./7. 11. 11) führt er ein paar griffige Kriterien ein, um sich selbst und uns zu helfen, im architektonischen Durcheinander heutiger Städte die Spreu vom Weizen zu sondern. Natürlich hat er mit alledem nicht ganz unrecht. Da ist von der «Eitelkeit» und von der «unverantwortlichen Leichtfertigkeit» der Architekten die Rede, von der «unerhörten Attacke der Gegenwartsarchitektur», deren «Bauskulpturen» in Gestalt «selbstverliebter Broschen» «möglichst einprägsam, überkompliziert, exhibitionistisch» den Stadtraum beherrschen. Ferner von der «übertriebenen Gestik» dieser «Vorzeigebauten», ja dem «Gebrüll» und der «Extravaganz» dieser «artistischen Eindringlinge», die sich «arrogant», «auf sich selbst bezogen», «von jeder inhaltlichen Verpflichtung vollkommen losgelöst», kurz, als «wuchernde Schmarotzer» in den Städten breitmachen. Fast scheint es, als habe die gegeisselte Unart der «prätentiösen Wiederholung der immergleichen Exaltiertheit» auf den Kommentator durchgeschlagen – von der Lust an der «einprägsamen» Formel einmal abgesehen.

Wer wäre nicht dankbar für etwas didaktische Zuspitzung in Anbetracht von so viel diffuser Betriebsamkeit in der Baukultur von heute! – Und auch, sagen wir es offen, in Anbetracht von beträchtlich viel gebautem Ramsch. Wer teilte nicht den Ärger darüber, dass für jeden Meilenstein in der Evolution der jeweiligen Baugattung, mag dieser nun in New York, Bilbao, Herford, Basel oder Peking stehen, ein Rattenschwanz von Halbbatzigkeiten in Kauf genommen werden muss, die sich bis ins hinterste schweizerische Bergtal verkrümeln? Und andererseits: Sind Varietät und Diversifizierung nicht die Melodie, nach der die Ökonomie tanzt, ob uns das nun gefällt oder nicht? Pfeifen es nicht alle Spatzen von den Dächern, wie «innovativ» wir doch seien und sein müssen? Sofern das zutrifft, kann es im Städtebau wohl nicht allen Ernstes darum gehen, skulpturale oder sonst wie expressive «Vorzeigebauten» wie Ungeziefer von unseren Agglomerationen fernzuhalten. Es wäre denn, man schraubte das soziale Gefüge auf den Zustand einer frühneuzeitlichen Ständegesellschaft zurück.

Schule der kritischen Rekonstruktion

Die «höhere Warte» hinwiederum ist eine Sache für sich. «Berufung» oder «Berufenheit» hat mit der Art und dem spezifischen Gewicht der Leistung zu tun, die Expertenwissen legitimiert. Magnago Lampugnani hat nebst zahlreichen Schriften unlängst ein grossartiges zweibändiges Monumentalwerk zur Geschichte des Städtebaus vorgelegt («Die Stadt im 20. Jahrhundert. Visionen, Entwürfe, Gebautes», Verlag Klaus Wagenbach, Berslin 2010). Sein bleibendstes Verdienst als Historiker besteht darin, die Väter der traditionalistischen Moderne in die Bilanz des städtebaulichen Kulturerbes des 20. Jahrhunderts aufgenommen zu haben. Nicht weniger wichtig, in diesem Zusammenhang, sein Wirken als Architekt: Er hat städtebaulich verloren geglaubten oder gar dem Untergang geweihten Orten mittels fein kalibrierter Masterpläne zu neuer Urbanität verholfen – oder doch zu einer neuen, traditionellen Formen europäischer Urbanität nachempfundener Gestalt. So etwa im Fall des prestigeträchtigen Novartis Cam-

pus in Basel. Er urteilt mithin vor einem soliden Hintergrund: kraft einer enzyklopädischen Vertrautheit mit dem «Stoff» der europäischen und amerikanischen Städtebaudoktrinen der Moderne. Und er tut es als engagierter Vertreter jener Schule der «kritischen Stadtrekonstruktion», zu deren Begründern und Ideologen er seit den 1980er Jahren gehört.

Allerdings könnte man aufgrund des Untertitels des erwähnten Buchs auf die Idee kommen, die Bedingungen, unter denen gebaute Städte entstehen, interessierten den Verfasser nur in zweiter Linie (das tatsächlich «Gebaute» erscheint darin gerade noch als leidiger Begleitumstand). Das Buch selber korrigiert dann diesen Eindruck. Auch ein zentraler Teil von Magnago Lampugnanis NZZ-Essay gilt der kritischen Diagnose des Istzustands: Treffsicher beschwört er die sozioökonomischen Mechanismen, die dazu geführt haben, dass Architektenstars zunehmend in einer von der gesellschaftlichen und sogar privaten bauherrschaftlichen Kontrolle abgelösten Sphäre der konstruktiven und ästhetischen Autonomie operieren. Er anerkennt auch die Konsequenz, die sich aus dieser Ästhetisierung des Architekturdiskurses ergibt, indem er nüchtern feststellt, es gebe auf dem Feld der Architektur, wie in jeder Kunstgattung, kein Richtig oder Falsch, kein unbestrittenes Gut oder Schlecht. Das architektonische Qualitätsurteil könne nur argumentativ gefällt werden.

«Storia operativa»

Doch warum kann er ob dieser Einsicht nicht froh werden? Liegt es am Temperament, dass er selbst der Aufforderung zum kritischen Hinterfragen mit einem enervierten Appell an vermeintlich höhere Werte begegnet, Werte des Anstands, des Charakters, der «Urbanität»? Oder liegt es ganz einfach am Vorrecht des Künstlers und Architekten, der eigenen Legitimation als Schaffender nicht dadurch den Boden zu entziehen, dass man diese selbst in die Analyse mit einbezieht? – Wenn es zutrifft, dass das architektonische Qualitätsurteil nur argumentativ gefällt werden kann, dann ist hier der auf die Überlegenheit seines Urteils pochende Therapeut mit der Neugier des fragenden Diagnostikers durchgebrannt. Es ist das Problem einer jeden «storia operativa» (Magnago Lampugnani hat es im Hinblick auf die Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts und ihre mystischen Fortschrittsbeschwörungen selbst gnadenlos genug aufgezeigt). Eine «objektive» historische Analyse ohne Bodenhaftung in der Zeit ist eine Illusion, doch eine Kulturkritik, die sich treuherzig an der Superiorität der europäischen Tradition inspiriert, wird der Realität nicht gerecht.

Es ist wunderbar, sich die «entspannte Monotonie der alltäglichen städtischen Architektur» und die «wohltätige Ruhe», die man in den weiten Strassenfluchten der Städte Oberitaliens findet, zu vergegenwärtigen und jene «ruhige Normalität», die die Poesie der Bilder ausmacht, die Carrà oder Sironi von solchen Orten festgehalten haben. Wer würde den «kultivierten städtebaulichen Ensembles», die Hegemann und Peets zu Zeiten der amerikanischen City Beautiful ersonnen haben, die Bewunderung versagen (und ja, sogar den ähnlichen Ensembles, die in Europa im Zeichen von Nationalsozialismus und Stalinismus realisiert worden sind)! Wer liebte nicht Le Havre, die schönste aller Modellstädte einer klassizistisch gestimmten Moderne des 20. Jahrhunderts. Wer aber von denen, die in unseren verwilderten, an allen Ecken und Enden von Vorzeigebauten verunklärten und beschädigten Städten wohnen (und wären diese Beschädigungen ihrerseits wohltemperiert, wie in der Schweiz), wer von all denen würde auch nur einen flüchtigen Gedanken daran verschwenden, Zürich, Basel, Genf mit Le Havre zu vertauschen?
Anstand, Diskretion und dezente Zurückhaltung stehen im bürgerlichen Zusammenleben jedermann gut an. Eitelkeit, Gebrüll, übertriebene Gestik sind Unarten des Parvenus; Schmarotzertum ist ein gerichtlicher Tatbestand oder sollte es sein, Exhibitionismus ein klinischer Befund. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass es im Städtebau immer und überall um Anstand, Diskretion, «wohltätige Ruhe» und gute Manieren gehen kann oder auch nur gehen soll. Oder dass die Herstellung von Ruhe und Ordnung im Visuellen das oberste Gebot der Stunde zu sein hat! Dafür haben wir – abgesehen davon, dass die Überlebensfragen anderswo liegen – nicht die richtige Gesellschaft und übrigens auch nicht die richtige Architektur. Von der Kunst ganz zu schweigen: Dort ist der Traum vom Edlen und Schönen ohnehin nur um den Preis der Verlogenheit und des Kitsches zu haben. Obgleich beides, Verlogenheit und Kitsch, ihrerseits Teil der Gegenstände sind, von denen Kunst handelt und handeln muss.

Magnago Lampugnani und andere haben plausibel bewiesen, dass die verdichtete Stadt des Klassizismus mit ihren Arkaden für manche Stadtreparatur in der Alten Welt zwischen Turin und Berlin ein noch heute brauchbares Modell ist. So weit, so gut. – Doch im grösseren Rahmen der heute «Stadt» genannten Form menschlichen Zusammenlebens ist dieser Typus städtischer Organisation eine Marginalie. Im einen Fall nicht besser, im anderen nicht schlechter als irgendein anderes Verfahren, das dazu dient, in der gebauten Anonymität der riesigen Metropolen Afrikas oder Asiens Oasen der Nostalgie für die Konsumgepflogenheiten der Bessergestellten einzurichten. In der Grossagglomeration Schweiz verhält es sich inzwischen nicht grundsätzlich anders. Wir tun vermutlich gut daran, uns bis auf weiteres mit den Ärgernissen einer nur bedingt erbaulich gestalteten städtischen Umwelt abzufinden.

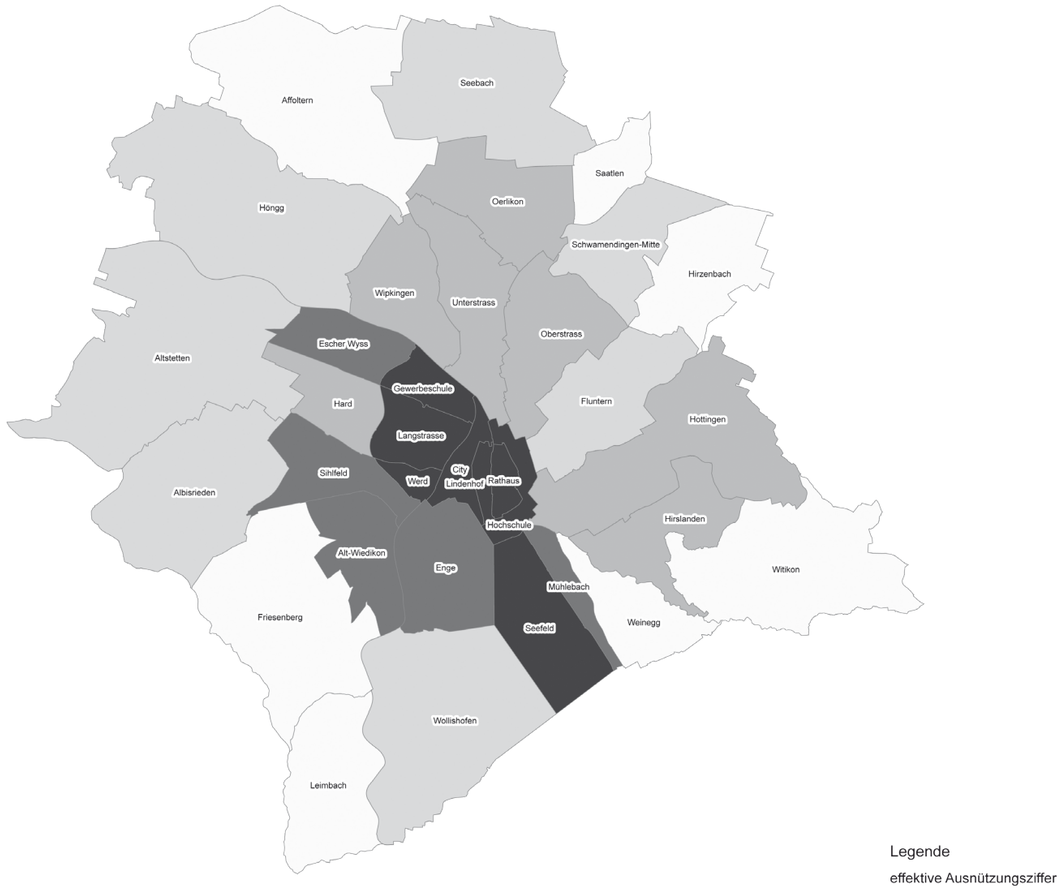
Der Kunsthistoriker Stanislaus von Moos ist emeritierter Professor der Universität Zürich und lehrt an der Yale School of Architecture.

PLANERISCHE GRUNDLAGEN

AUSNÜTZUNGSZIFFER

Amt für Städtebau (Hrsg.): Dichter, eine Dokumentation der baulichen Veränderung in Zürich - 30 Beispiele, Zürich 2012
Amt für Städtebau, GIS-Kompetenzzentrum

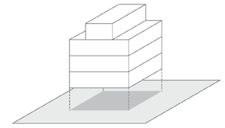
Effektive Ausnützungsziffer (AZ) pro Quartier
AZ = Geschossfläche Bestand / anrechenbare Grundfläche



Legende

effektive Ausnützungsziffer

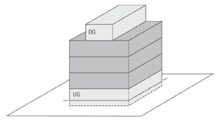
- < 0.6
- > 0.6 - 0.8
- > 0.8 - 1
- >1 - 1.5
- > 1.5



ÜBERBAUUNGSZIFFER (ÜZ)

- massgebliche Grundstücksfläche (mGF)
- überbaute Fläche

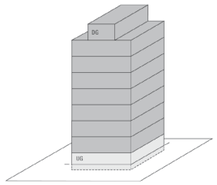
Überbauungsziffer = mGF/überbaute Fläche



AUSNÜTZUNG REGELBEBAUUNG (Beispiel BZO W3)

- massgebliche Grundstücksfläche (mGF)
- anrechenbare Geschossfläche (GF)
- nicht anrechenbare nutzungsprivilegierte GF in DG und UG

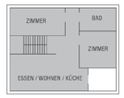
Ausnützungsziffer = anrechenbare GF/mGF
Geschossfläche gesamt = anrechenbare GF + nicht anrechenbare GF
Ausnützung gesamt = GF gesamt/mGF



AUSNÜTZUNG AREALÜBERBAUUNG (Beispiel BZO W3)

- massgebliche Grundstücksfläche (mGF)
- anrechenbare Geschossfläche (GF)
- nicht anrechenbare nutzungsprivilegierte GF in UG

Ausnützungsziffer = anrechenbare GF/mGF
Geschossfläche gesamt = anrechenbare GF + nicht anrechenbare GF
Ausnützung gesamt = GF gesamt/mGF



VOLLGESCHOSS (VG)

- der Ausnützungsziffer anrechenbare Fläche eines VG
- nicht anrechenbare Fläche

NUTZUNGSPRIVILEGIERTE FLÄCHEN

Der Ausnützungsziffer nicht anrechenbare, dem Wohnen oder Arbeiten dienende Geschossfläche in Unter- und Dachgeschossen

GESCHOSSFLÄCHE GESAMT

Anrechenbare Geschossfläche + nicht anrechenbare Geschossfläche (nutzungsprivilegierte Geschossfläche in Unter- und Dachgeschossen, Flächen für Nebennutzungen wie Waschräume, Veloabstellräume, etc., sofern diese in Erd- oder Obergeschossen oder dem «Zürcher Untergeschoss» zu liegen kommen)

ABKÜRZUNGEN

AZ	Ausnützungsziffer
AP	Arbeitsplätze
BZO	Bau- und Zonenordnung der Stadt Zürich
DG	Dachgeschoss
EFH	Einfamilienhaus
EW	Einwohner
GF	Geschossfläche
mGF	massgebliche Grundstücksfläche/Arealfläche
REFH	Reihen-Einfamilienhaus
UG	Untergeschoss
ÜZ	Überbauungsziffer
VG	Vollgeschoss
WE	Wohneinheiten
WHG	Wohnung

ZULÄSSIGE AUSNÜTZUNG UND GESCHOSSIGKEIT IN WOHNZONEN GEMÄSS GELTENDER BZO (1999)

Wohnzonen		W2	W3	W4	W5
max. Ausnützungsziffer Regelbebauung	(zuzüglich nutzungsprivilegierte Flächen in Dach- und UG)	60 %	90 %	130 %	170 %
max. Ausnützungsziffer Arealüberbauung	(max. anrechenbare Fläche in Voll- und Dachgeschossen	100 %	130 %	172,5 %	214 %
	+ max. nutzungsprivilegierte Fläche in UG)	35 %	33,33 %	35 %	36 %
max. Geschossigkeit Regelbebauung		2	3	4	5
max. Geschossigkeit Arealüberbauung		3	7	7	7

2–STUNDEN–SCHATTEN

Anleitung zur Bestimmung des Schattenverlaufes von hohen Gebäuden, die 2-Stunden-Schattenkurve, Grundlagen zur Orts- und Regionalplanung im Kt. Zürich, Amt für Regionalplanung, 1967

Prinzipien

Bestimmung zum Schattenwurf im kantonalen Planungs- und Baugesetz:

§284 Abs. 4 **Die Nachbarschaft darf nicht wesentlich beeinträchtigt werden, insbesondere nicht durch Schattenwurf in Wohnzonen oder gegenüber bewohnten Gebäuden.**

Präzisierung der Beeinträchtigung durch Schattenwurf in der Allgemeinen Bauverordnung:

§30 **Als wesentliche Beeinträchtigung durch Schattenwurf im Sinne von §284 PBG gilt:**

a) bei überbauten Grundstücken: die an den mittleren Wintertagen länger als zwei Stunden dauernde Beschattung der bewohnten oder in Wohnzonen liegenden Nachbargebäude, in der Regel an ihrem Fusspunkt gemessen;

b) bei unüberbauten Grundstücken in Wohnzonen: die an den mittleren Wintertagen länger als zwei Stunden dauernde Beschattung überbaubarer Flächen des Nachbargrundstückes, sofern dadurch eine den örtlichen Verhältnissen und der Bau- und Zonenordnung entsprechende Überbauung verunmöglicht oder erheblich erschwert wird.

Keine wesentliche Beeinträchtigung durch Schattenwurf liegt indessen vor, wenn mit einem in allen Teilen den Vorschriften entsprechenden Vergleichsprojekt nachgewiesen wird, dass eine der Bau- und Zonenordnung entsprechende Überbauung keine geringere Beschattung des Nachbargrundstückes nach sich zieht.

Ist in Wohnzonen die Überbauung auf dem Nachbargrundstück erheblich überaltert oder steht sie zu den Zielen der Bau- und Zonenordnung in einem starken Missverhältnis, gelten zugleich die Regeln für überbaute und unüberbaute Grundstücke.

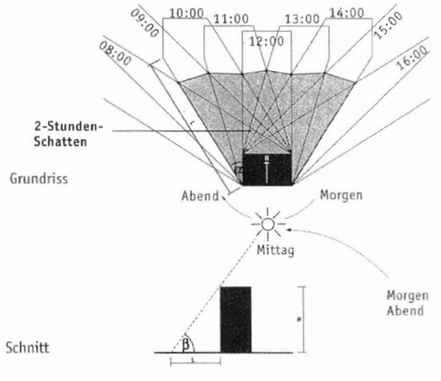
Konstruktionsbeschrieb

1. Ermittlung der Schatten für jede Stunde von 8 Uhr bis 16 Uhr:

- Schattenlänge L = Gebäudehöhe H x cot β
- im Grundriss Schattenlänge L im Winkel α zu Norden ab den entsprechenden Gebäudeecken einzeichnen

2. Ermittlung des 2-Stunden-Schattens:

- Schnittpunkte der einzelnen Schatten in 2-Stunden-intervallen bestimmen: also des Schattens um 8 Uhr mit dem Schatten um 10 Uhr, usw.
- verbinden der einzelnen Schnittpunkte und einzeichnen des Schattens



Uhrzeit t		α = Azimut der Sonne zur Zeit t (horizontaler Sonnenwinkel)	cot β (β = Sonnenhöhe über dem Beobachtungsort zur Zeit t)
12:00		00°00'	1.911
11:00	13:00	16°11'	2.033
10:00	14:00	31°25'	2.462
09:00	15:00	45°13'	3.538
08:00	16:00	57°37'	7.255

Tabelle mit den Werten der mittleren Wintertage (3. Nov. und 8. Feb.) für die Schattenberechnung.

Diese Anleitung dient lediglich der Grobbeurteilung des 2-Stunden-Schattens. Es wird deshalb empfohlen, frühzeitig mit dem Amt für Baubewilligungen Kontakt aufzunehmen.

LÄRMSCHUTZ

SNZ Ingenieure und Planer AG

5. Möglichkeiten des gestalterischen Lärmschutzes
Im folgenden werden verschiedene Möglichkeiten des gestalterischen Lärmschutzes im Sinne eines Baukastens schematisch aufgezeigt:

5.1 Lärmschutzriegel
Mit einem Lärmschutzriegel werden die dahinterliegenden Bauten vom Strassen- resp. Eisenbahnlärm abgeschirmt. Der Riegel muss luftdicht ausgestaltet sein und genügend flächenbezogene Masse aufweisen. Es kann sich dabei um eine reine Lärmschutzwand (resp. –Wall) handeln, aber auch um Nutzbauten mit lärmunempfindlichen Nutzungen (z.B. Veloräume, Garagen). Auch eine Anordnung von Gewerberäumen ist denkbar. Als lärmunempfindliche Betriebsräume gelten: Sanitärräume, Abstellräume, Erschliessungszonen, Treppenhaus, Archivräume, Schalterhallen, Verkaufsräume von Grossverteilern und Warenhä sern, räumlich von der Gaststube getrenntes „Sääli“ von Restaurants, etc.. Zudem gelten für gewisse lärmempfindliche Betriebsräumen (Büroräume, Sitzungszimmer, Räume für stilles Gewerbe, Coiffeur, kleine Verkaufsläden, Restauranträume mit ausreichender zusätzlicher Belüftungsmöglichkeit (bei geschlossenen Fenstern), etc.) gemäss Lärmschutzverordnung Art. 42 um 5 dB(A) höhere Immissionsgrenzwerte. Diese höheren Grenzwerte gelten nicht für Räume in Schulen, Anstalten, Heimen sowie Hotelzimmer.

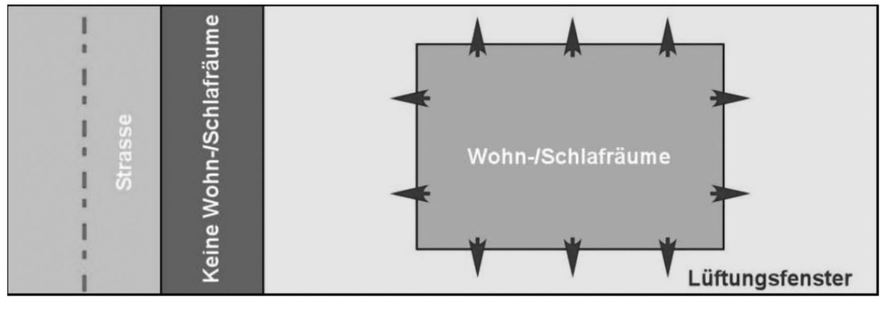


Abb. 8: Lärmschutzriegel

5.2 Lärmabgewandte Wohnnutzungen
Anstelle eines eigentlichen Lärmschutzriegels kann dieser auch in die Überbauung integriert werden. Entlang der Strasse werden nur lärmunempfindliche Nutzungen angeordnet (z.B. Erschliessung, Küchen, Bad, Abstellräume

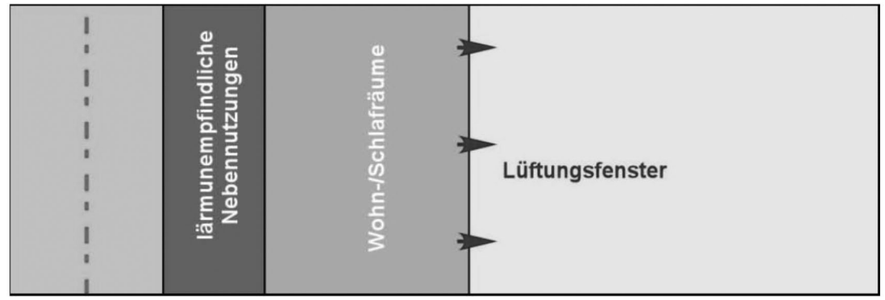


Abb. 9: Lärmabgewandte Wohnnutzungen

5.3 Durchwohnen
Auch Wohnräume können auf der lärmexponierten Seite des Gebäudes angeordnet werden, wenn diese auf die lärmabgewandte Seite entlüftet werden können. Räume, bei denen keine Türen erforderlich sind (z.B. Essplätze) können durch andere Räume zur lärmabgewandten Seite belüftet werden, sofern die folgenden Bedingungen eingehalten sind:
· Die Breite des Durchgangs (ganze Raumhöhe!) muss grösser sein als ein Fünftel der abgewickelten Distanz zwischen der Mitte des Aufenthaltsbereichs und dem Lüftungsfenster
· Das Lüftungsfenster muss grösser sein als 5% der Bodenfläche des zu belüftenden Raums

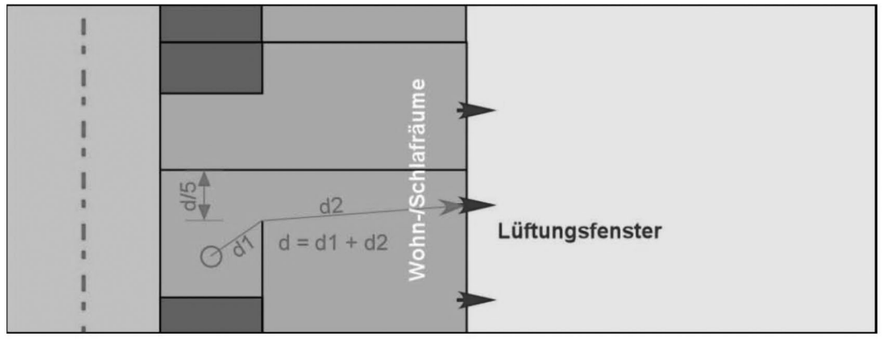


Abb. 10: Durchwohnen

5.4 Balkone, Loggias und Laubengänge
Mit der Anordnung von Balkonen, Loggias und Laubengängen vor den Lüftungsfenstern lasen sich die Schallimmissionen durch ein Zusammenspiel von Hinderniswirkung, Reduktion des Aspektwinkels und schallabsorbierender Ausgestaltung reduzieren. Voraussetzung dafür sind massive, luftdichte Brüstungen, Tiefen von min. 2 m und eine schallabsorbierende Deckenunterschicht. Unter diesen Voraussetzungen beträgt die Reduktion des Schallpegels erfahrungsgemäss ca. 3 dB.:

Abb. 11: Loggias

5.5 Aspektwinkelreduktion
Eine Reduktion der Lärmimmissionen lässt sich auch durch eine Reduktion des Aspektwinkels (= Sichtwikel vom Lüftungsfenster auf die Strassenresp. Eisenbahnachse), d.h. in der Regel ein Abdrehen der Baukörpers, erreichen. Eine Reduktion des Aspektwinkels auf 90° reduziert den Schallpegel um 3 dB; wird der Aspektwinkel gar auf 45° verkleinert, resultiert gar eine Verringerung um 6 dB.

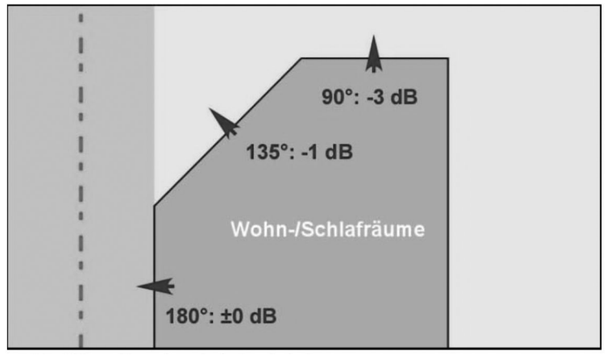


Abb. 12: Aspektwinkelreduktion

5.6 Distanzvergrösserung
Wird die Distanz zur Strassenachse vergrössert, verringert sich auch der Schallpegel. Diese Reduktion verläuft nicht linear. Im Falle von Linienquellen (Strasse, Eisenbahn) verringert jede Verdoppelung des Abstandes zur Achse den Schallpegel um 3 dB. Die Einhaltung der Grenzwerte entlang der Toblerstrasse ist durch eine Distanzvergrösserung zwar theoretisch denkbar, die Überbaubarkeit der Parzellen würde dadurch jedoch stark eingeschränkt (die bauten kämen ca. 18 m hinter die Baulinie zu liegen).

6. Anforderungen an die Gebäudehülle
Die Norm SIA 181 (2006 mit Korrektur Januar 2007) definiert die Anforderungen an die Gebäudehülle in Abhängigkeit des Aussenlärms. Wohn- und Schlafräume wird eine mittlere Lärmempfindlichkeit zugeordnet:

Lärmbelastung	Grad der Störung durch Aussenlärm			
	klein bis mässig		erheblich bis sehr stark	
Lage des Empfangsortes	abseits von Verkehrsträgern, keine störenden Betriebe		im Bereich von Verkehrsträgern oder störenden Betrieben	
Beurteilungsperiode	Tag	Nacht	Tag	Nacht
Beurteilungspegel dB(A)	$L_r \leq 60$	$L_r \leq 52$	$L_r > 60$	$L_r > 52$
Lärmempfindlichkeit	Anforderungswerte D_e			
gering	22 dB	22 dB	$L_r - 38$ dB	$L_r - 30$ dB
mittel	27 dB	27 dB	$L_r - 33$ dB	$L_r - 25$ dB
hoch	32 dB	32 dB	$L_r - 28$ dB	$L_r - 20$ dB

Abb. 13: Auszug aus SIA 181

BRANDSCHUTZ

Auszüge aus Brandschutzarbeitshilfe Hochhäuser und Brandschutzrichtlinie, VKF 2003
www.gvz.ch/feuerpolizei/Brandschutzvorschriften/Online/tabid/253/Default.aspx

Sicherheitstreppenhäuser

Sicherheitstreppenhäuser sind Treppenanlagen, die gegen das Eindringen von Rauch und Feuer besonders geschützt, auf jedem Geschoss nur durch Schleusen oder über ständig ins Freie offene Gänge und Vorplätze zugänglich sind.

Sicherheitstreppenhäuser müssen einen Ausgang auf das Dach aufweisen.

Bei innenliegenden Sicherheitstreppenhäusern muss der Zugang auf jedem Geschoss durch eine mit Feuerwiderstand EI 90 (nbb) erstellte Schleuse führen. Türen der Schleuse sind selbstschliessend mit Feuerwiderstand EI 30 oder E 30 auszuführen.

Liegen Sicherheitstreppenhäuser an einer Aussenwand und erfolgt der Zugang nicht durch Schleusen, muss dieser über ständig ins Freie offene Vorplätze oder Gänge führen.

Aussentreppen sind so anzuordnen, dass Benutzende nicht durch einen Brand in oder an Bauten und Anlagen gefährdet sind.

Treppenanlagen dürfen nicht geschossweise versetzt sein und müssen unmittelbar oder über einen als Fluchtweg ausgebildeten Korridor ins Freie führen.

Treppen

Treppen und Podeste sind sicher begehbar, nicht brennbar und geradläufig auszuführen.

Gewendelte Treppen können für überbreite, repräsentative Aufgänge und für wohnungsinterne Verbindungen zugelassen werden.

Korridore (siehe Anhang)

Korridore, die als Fluchtweg dienen, sind als Brandabschnitte mit Feuerwiderstand EI 90 (nbb) zu erstellen und von den angrenzenden Räumen durch Brandschutzabschlüsse abzutrennen. Der erforderliche Feuerwiderstand der Brandschutzabschlüsse beträgt mindestens EI 30 oder in Bereichen mit sehr kleiner Brandbelastung E 30.

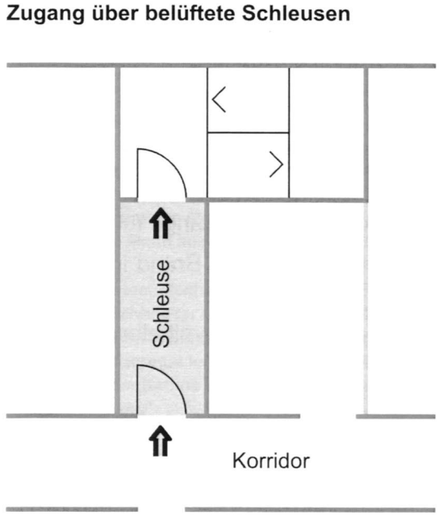
Korridore sind durchgehend bis zu Treppenanlagen zu führen. Anforderungen an den Feuerwiderstand sind unabhängig von der Länge des Korridors oder der vorhandenen gesamten Fluchtweglänge einzuhalten.

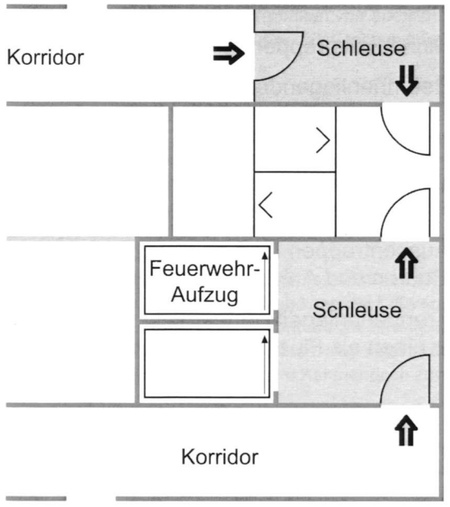
Korridore, die Treppenanlagen miteinander verbinden, sind durch Brandschutzabschlüsse mit Feuerwiderstand EI 30 oder E 30 zu unterteilen.

Anordnung der Schleusen oder offenen Vorplätze

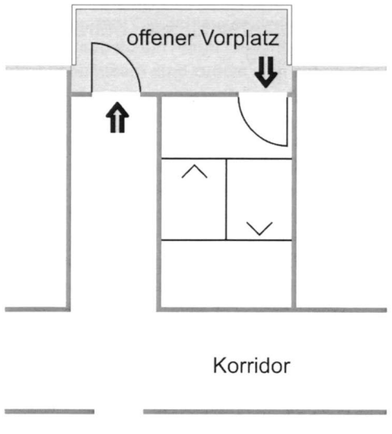
Die Entfernung zwischen den beiden Türen der Schleuse oder des Fluchtbalkons muss möglichst gross sein. Die Abmessung der Schleuse oder des Fluchtbalkons beträgt mindestens 2.4 m x 1.2 m. Sofern ein Feuerwehraufzug erstellt wird, muss die Schleuse oder der Vorplatz vor dem Aufzug so gross sein, dass der Einsatz von Rettungsgeräten (Tragbahre oder dergleichen) möglich ist. Die Abmessung der Schleuse oder des Vorplatzes beträgt mindestens 2.4 m x 2.4 m.

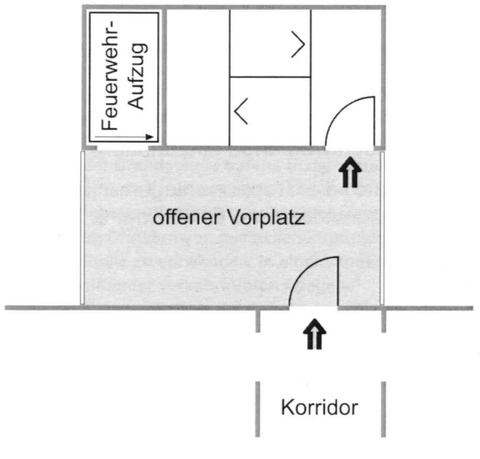
Zugang über belüftete Schleusen

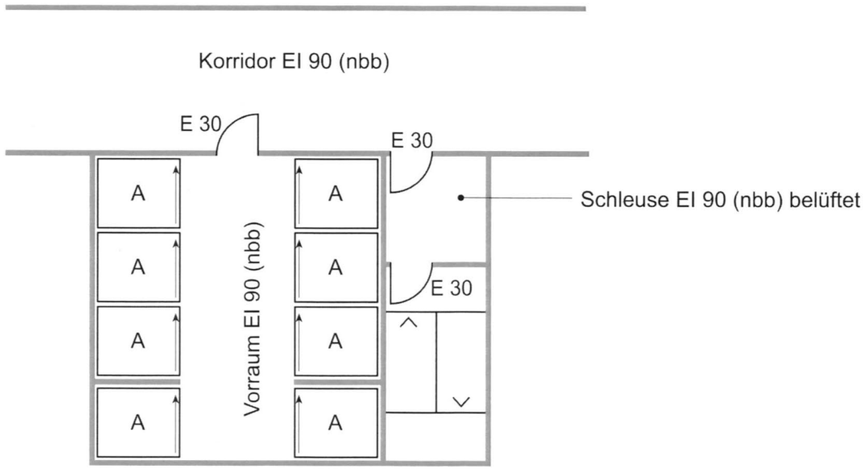




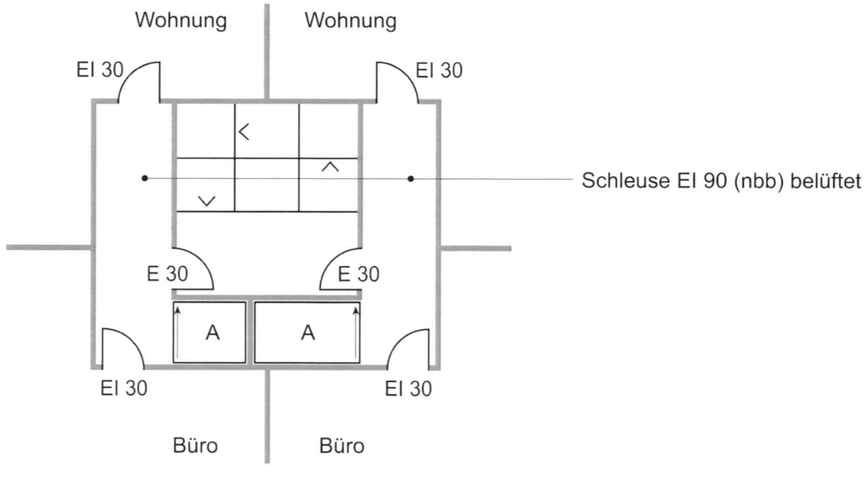
Zugang über ständig ins Freie offene Vorplätze



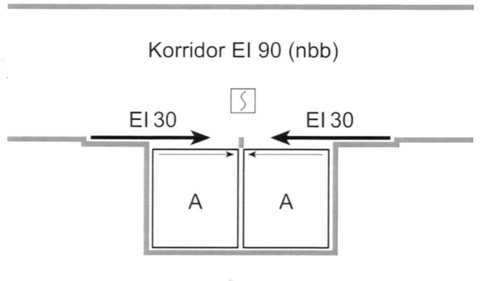




Zugang von Räumen zu den Aufzügen über Schleusen



Zugang vom Korridor zu den Aufzügen; im Brandfall automatisch schliessender Brandschutzabschluss zwischen Korridor und Aufzügen.



A : Aufzug
⟨S⟩ : Rauchmelder zur Ansteuerung des Brandschutzabschlusses

Eine Treppenanlage

Führen Fluchtwege nur zu einer Treppenanlage, darf die Bruttogeschossfläche höchstens 600 m^2 betragen.

Mehrere Treppenanlagen

Führen Fluchtwege zu mehreren Treppenanlagen, darf die Bruttogeschossfläche je Treppenanlage höchstens 600 m^2 betragen.

Treppenanlagen sind höchstens 15 m vom Gebäudeende und so weit voneinander entfernt anzuordnen, dass unabhängige Fluchtrichtungen entstehen.

Für Bauten und Anlagen mit Räumen mit einer Personenbelegung von mehr als 100 Personen sind unabhängig von der Bruttogeschossfläche mindestens zwei Treppenanlagen notwendig.

Fluchtweglänge im Raum

Besitzt ein Raum nur einen Ausgang, darf kein Punkt des Raumes mehr als 20 m davon entfernt sein.

Bei zwei oder mehr Ausgängen sind 35 m zulässig. Die Ausgänge sind möglichst weit auseinanderliegend und so anzuordnen, dass verschiedene Fluchtrichtungen entstehen und Flüchtende sich gegenseitig nicht behindern.

Soweit die Ausgänge nicht direkt ins Freie führen oder in eine Treppenanlage münden, ist als Verbindung ein Korridor notwendig.

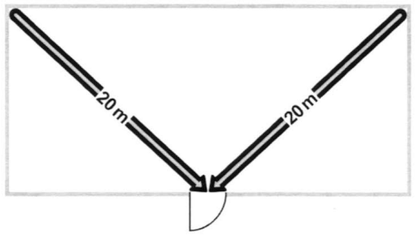
Gesamtlänge von Fluchtwegen

Führen Fluchtwege nur zu einer Treppenanlage oder einem Ausgang ins Freie, darf deren Gesamtlänge 35 m nicht übersteigen.

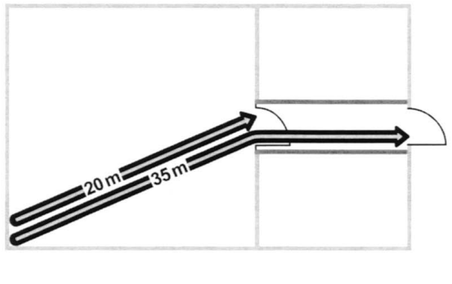
Führen sie zu mindestens zwei voneinander entfernten Treppenanlagen oder Ausgängen ins Freie, darf die Gesamtlänge des Fluchtwegs 50 m nicht übersteigen.

Fluchtweglänge im Raum

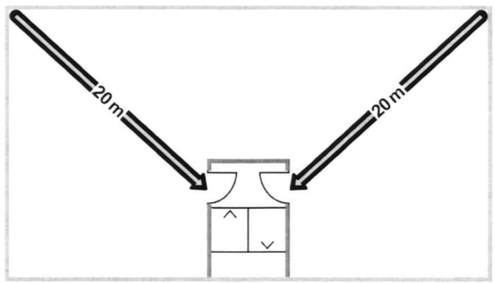
Raum mit einem Ausgang



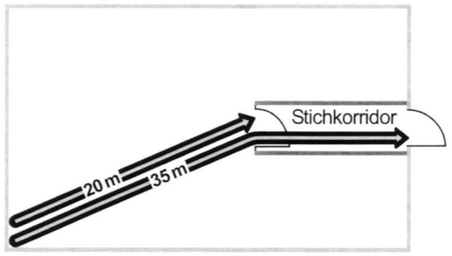
Fluchtweglänge „Raum“: maximal 20 m



Fluchtweg über Korridor

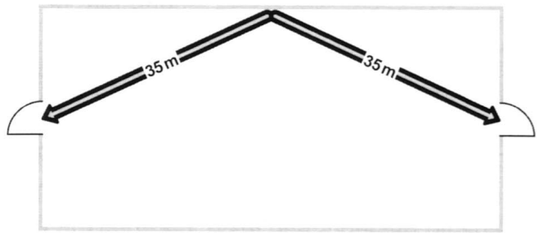


Fluchtweg direkt in Treppenanlage

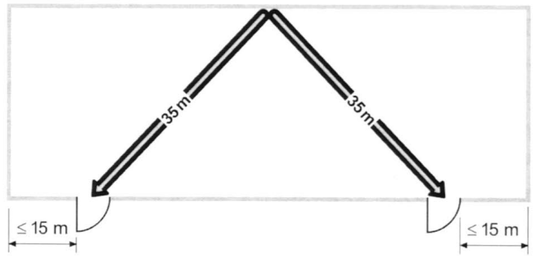


Fluchtweg über Stichkorridor

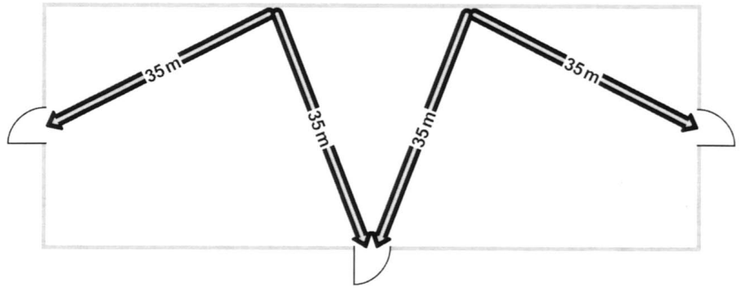
Raum mit mehreren Ausgängen



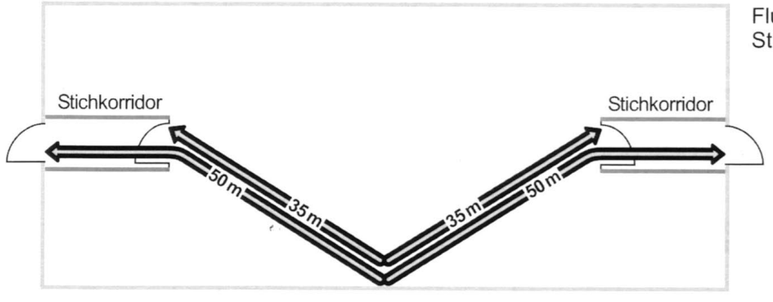
Fluchtweglänge „Raum“:
maximal 35 m



Ausgänge endständig

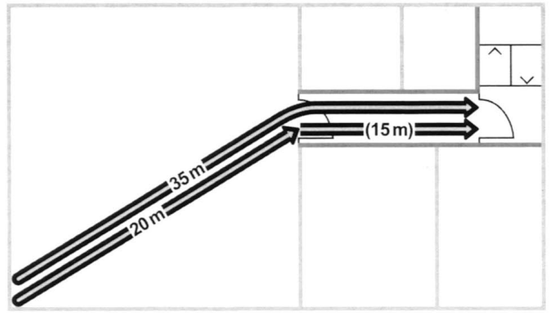


Zusätzlicher Ausgang

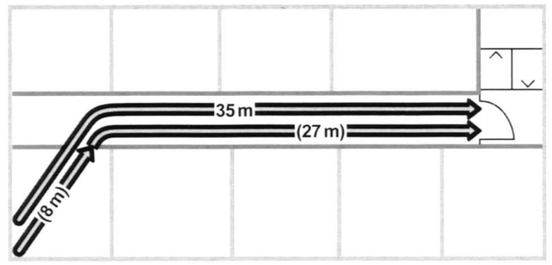


Fluchtwege über
Stichkorridore

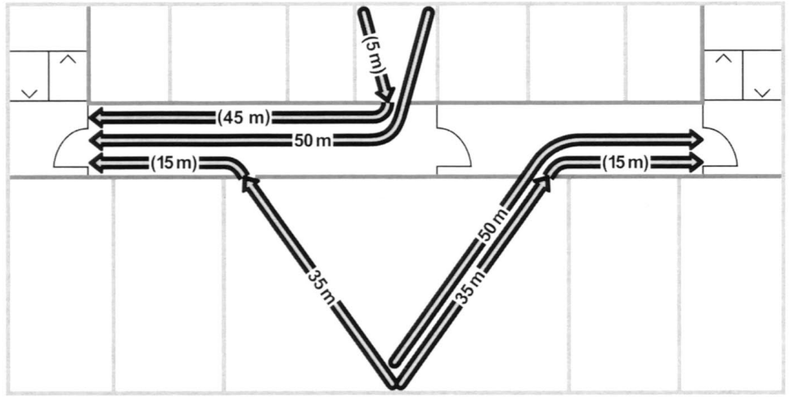
Gesamtlänge von Fluchtwegen



Eine Treppenanlage mit kurzem Korridor



Eine Treppenanlage mit langem Korridor



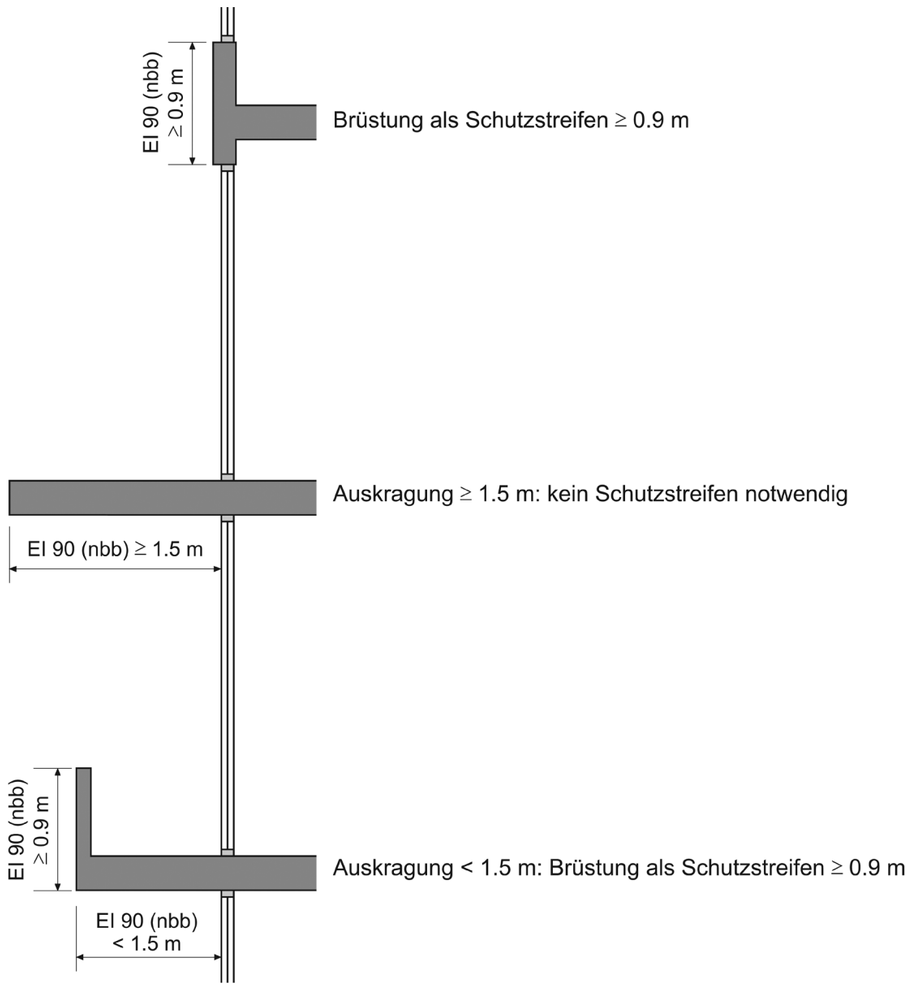
Zwei Treppenanlagen mit Korridor

Brandabschnittsbildende Wände und Decken (siehe Anhang)

Brandabschnittsbildende Wände und Decken sind mit Feuerwiderstand EI 90 (nbb) zu erstellen.

In jedem Geschoss muss ein umfassender und mit der Geschossdecke verbundener, mit Feuerwiderstand EI 90 (nbb) ausgeführter Schutzstreifen von 0.9 m Höhe, oder eine 1.5 m breite, vorspringende Auskragung gleichen Feuerwiderstandes vorhanden sein. Bei Sprinklervollschutz sind diese Massnahmen hinfällig.

Brandabschnittsbildende Wände und Decken



REFERENZBAUTEN

01 Kündig und Oettiker: Erismannhof, Zürich, Schweiz, 1928
01 Kündig und Oettiker: Bullingerhof, Zürich, Schweiz, 1931
02 Maurice Braillard: Les Tilleuls, Genf, Schweiz, 1928-1930
03 Starrett & Van Vleck, Duncan Hunter: Downtown Athletic Club, New York City, USA, 1931
04 Raymond Hood: Rockefeller Center, New York City, USA, 1931-1940
05 Vilanova Artigas: Louveira, Sao Paulo, Brasilien, 1946-1949
06 Ludwig Mies van der Rohe: Lake Shore Drive Apartments, Chicago IL, USA, 1948-1951
07 Le Corbusier: Unité d'habitation, Marseille, Frankreich, 1946-1952
08 Luigi Moretti: Corso d'Italia, Mailand, Italien, 1951-1953
09 Alvar Aalto: Hansaviertel, Berlin, Deutschland, 1955-1957
10 Marc-Joseph Saugey: Mirement-le-Cret, Genf, Schweiz, 1956-1957
11 Sir Denys Lasdun: Cluster Block, London, England, 1955-1958
12 Ernst Gisel: Hegibachstrasse Zürich, Schweiz, 1959-1960
13 Luigi Caccia Dominioni: Abitazioni in piazza Carbonari, Mailand, Italien, 1961
14 Fernand Pouillon: Le Parc, Meudon-la-Foret, Frankreich, 1957-1962
15 Alison & Peter Smithson: The Economist Building, London, England, 1959-1964
16 Karl Flatz: Lochergut, Zürich, Schweiz, 1965-1966
17 Alvar Aalto: Wohnhochhaus Schönbühl, Luzern, Schweiz, 1965-1968
18 M.P. Kollbrunner: Hardau II, Zürich, Schweiz, 1976
19 Charles Correa: Kanchanjunga Apartments, Mumbai, Indien, 1979-1983
20 Paulo Mendes da Rocha: Edificio Rsidencial Jaragua, Sao Pulo, Brasilien, 1984
21 Diener & Diener: Riehenring, Basel, Scheiz, 1985
22 Herzog & de Meuron: Haus Schwitter, Basel, Schweiz, 1985-1988
23 Hans Kollhoff: Piräus, Amsterdam, Holland, 1989
24 Peter Märkli: Wohnhaus in Brig, Schweiz, 1995
25 Kazuyo Sejima, Ryue Nishizawa / Sanaa: Gifu Kitagata Apartment Building, Japan, 1994-1998
26 Xaveer de Geyter: Wohnhochhäuser, Breda, Holland, 1998-2001
27 Diener & Diener: KNSM-Eiland, Amsterdam, Holland, 1999-2001
28 Vorprojekt Bünzli & Courvoisier / Ausführung Stücheli Architekten: Kraftwerk 1, Zürich, Schweiz, 2001
29 Gigon / Guyer: Pflegi-Areal, Zürich, Schweiz, 1999-2002
30 Meili, Peter und Hasler & Staufer: Riff Raff 2, Zürich, Schweiz, 1999-2002
31 Morger & Degelo: St. Alban-Ring, Basel, Schweiz, 2000-2002
32 MVRDV: Silodam, Amsterdam, Holland, 1995-2003
33 Meili, Peter: Park Hyatt, Zürich, Schweiz, 2004
34 Gmür & Steib: Paul-Clairmont Strasse, Zürich, Schweiz, 2002-2006
35 Adrian Streich: Werdwies, Zürich, Schweiz, 2001-2007
36 Gigon / Guyer: Brunnenhof, Zürich, Schweiz, 2003-2007
37 Gigon / Guyer: Wohn- und Geschäftshaus, Almere, Holland, 2002-2007
38 Claus en Kaan: De Eekenhof, Amsterdam, Holland, 2008
39 Gmür & Steib: James, Zürich, Schweiz, 2001-2009
40 Christ & Gantenbein: Volta Mitte, Basel, Schweiz, 2005-2010
40 Degelo Architekten: Volta West, Basel, Schweiz, 2006-2010
40 Buchner Bründler: Volta Zentrum, Vogesenplatz, Basel, Schweiz, 2005-2010
41 Diener & Diener: Mobimo Tower, Zürich, Schweiz, 2002-2011
42 Knapkiewicz & Fickert: Wohnüberbauung Klee, Zürich, Schweiz, 2008-2011
43 Von Ballmoos Krucker: Wohnüberbauung Triemli, Zürich, Schweiz, 2009-2011
44 Burkhalter Sumi: Sunnige Hof, Zürich, Schweiz, 2005-2012

LITERATUR

Dichte, Archithese 3.2011

Grosser Massstab, Archithese 2.2010

Grösse und Massstab, Werk, Bauen + Wohnen 6.2008

Amt für Städtebau (Hrsg.): Dichter, Eine Dokumentation der baulichen Veränderung in Zürich - 30 Beispiele, Zürich 2012

Michael Koch und Daniel Kurz, Finanz- u. Hochbaudepartement der Stadt Zürich (Hrsg.): Mehr als Wohnen, Gemeinnütziger Wohnungsbau in Zürich 1907-2007, GTA Verlag, Zürich 2007

Gigon/Guyer Architekten, Arbeiten 1989-2000, Niggli Verlag, Sulgen 2000

Gigon/Guyer Architekten, Arbeiten 2001-2011, Lars Müller Publishers, Baden 2012

Gigon/Guyer Gastdozentur ETH: Wohnhochhäuser, Zürich 2009

Peter Handke: Als das Wünschen noch geholfen hat, Die offenen Geheimnisse der Technokratie, Suhrkamp, Frankfurt a.M., 1974

Rem Koolhaas: Bigness or the Problem of Large, Small, Medium, Large, Extra-large. Monacelli Press, New York, 1994

Stadt Zürich (Hrsg.): Wohnen in Zürich, Programme, Refelexionen, Beispiele, Niggli Verlag, Sulgen 2006